

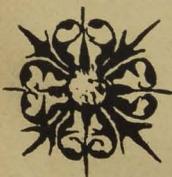
Schauins-Land!

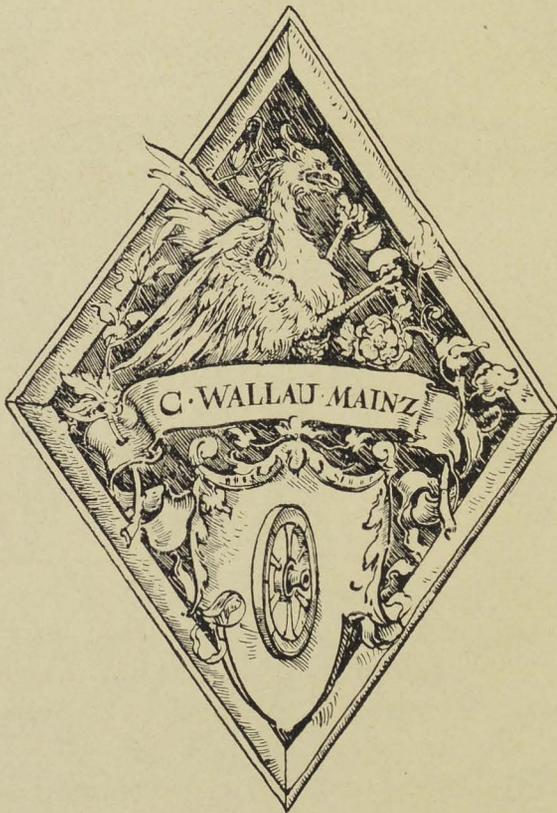


Allelei Visierung ü auch geschriebnes Ding
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg/B.

19ter Jahrlauf

1892





Gedruckt in der
Hof-Kunstdruckerei von Carl Wallau in Mainz.

BIBLIOTHEK
DER
UNIVERSITÄT
FREIBURG



Gedenkblätter

zum hundertsten Geburtstage des Freiburger Geschichtschreibers.

Von Dr. Fridrich Pfaff.

Dankbarkeit ist gewiß eine der schönsten Tugenden. Wohl ist sie im Grunde Pflicht; doch die menschliche Natur versagt ja so vielfach gegenüber sittlichen Forderungen, und so sind wir berechtigt, auch die reichliche und ungedrängte Ausübung einer Pflicht Tugend zu nennen. Dankbarkeit ehrt den Dankbaren. So ehrt auch ein Gemeinwesen sich selbst, wenn es das Andenken seiner Wohlthäter ehrt.

Ein guter Bürger kann dem Gemeinwesen, dem er durch Geburt oder Wahl oder Beruf angehört, gar mancherlei Wohlthaten erweisen. Auch unserer guten Stadt Freiburg sind Wohlthaten aller Art reichlich zu Theil geworden. Fürstliche und bürgerliche Stifter beschenkten sie auf alle Art. Ihre und ihrer Nachbarn Söhne vergossen ihren sauren Schweiß und ihr theures Blut für ihre Ausschmückung und ihre Erhaltung. Wie wandte sich Freiburg erfolglos an den Opfer-sinn seiner Bürger. Auf den Wällen der Stadt, an den Grenzen des Landes standen sie und boten

dem Feinde die Brust. Und ebenso arbeiteten sie still und unentwegt an dem innern Ausbau des so oft im Grunde erschütterten Gemeinwesens.

Aber nicht nur was die Noth entfernt und fern hält ist dankenswerth: erst durch die schönen Künste des Friedens wird das Leben lebenswerth. Wo neben Religion und Staatswesen Künste und Wissenschaften blühen, da allein nähert sich der Mensch als Glied der Gesellschaft seiner hohen Bestimmung. So sind denn nicht allein die Wohlthäter einer Stadt, die durch Einsatz ihres Lebens oder durch reiche Schenkungen sie erhielten und stärkten, sondern auch die sie verschönerten und erhöhten durch Kunst und Wissenschaft. Denkmäler und Straßennamen zeugen von der Dankbarkeit Freiburgs gegen seine Wohlthäter. Durch beides hat nun auch die Stadt einen Mann geehrt, der sicherlich unter ihre hervorragendsten Wohlthäter gehört und dessen Andenken wir am 14. Juli feiern.

Heinrich Schreiber, ein Freiburger Bürgersohn, war der Geschichtschreiber Freiburgs.

Es mag Leute geben, in deren Augen das ein kleines Verdienst ist; wohl, es gibt auch Menschen, an denen das herrlichste Musikstück ohne Wirkung vorüberauscht, die ohne innere Ergriffenheit von steiler Berghöhe in die schönen Schwarzwaldthäler hinabschauen und die ungerührt vor der Blüthe mittelalterlicher Baukunst, vor unserm Münster stehen. Viele leben nur im Genuß des Augenblicks, oft in unedlem Genuß und schauen nicht rechts noch links, am wenigsten rückwärts. Ihnen geht viel verloren. Nur der, an den seine Umgebung stets neue Fragen richtet, lebt ein reiches Leben. Wem es je darum zu thun war, irgend einen Theil seiner Umgebung zu begreifen, der muß den Blick rückwärts richten, denn nur die Entwicklung lehrt uns die Dinge wirklich kennen. Und wahrlich: ein schlechter Mann, der seiner Vorfahren vergißt! Er trägt ihren Namen, vielleicht sogar ihre Gesichtszüge und besitzt ihre Sinnesart, sie haben das Haus gebaut, in dem er wohnt, das Lager gebettet, darin er ruht: es ist nur eine Handlung der Dankbarkeit, es ist Kindespflicht, wenn er ihrer gedenkt. Wenn ich in meinen vier Wänden auf das alte Gewaffenschaue, das meine Vorfahren in Krieg und Frieden getragen, so freue ich mich von Herzen, und wenn ich es im Stand halte und prüfe, so ist mirs, als reiche ich einem Alten meines Geschlechts die Hand. Ich bin nicht stolz darauf und rühme mich sein nicht; aber ich freue mich, ich für mich allein, denn es ist ein Stück meiner eignen Geschichte, das ich im Geiste damit durchlebe. Wer fühlte nicht ähnlich, der etwas von der Vergangenheit weiß?

Wer die Stadt Freiburg mit aufmerksamem Blicke durchschreitet, der fragt sich wohl: Wer war der Berthold, der Albert, der Ludwig, der Friedrich, nach denen diese Straßen heißen? Warum hier Fahnenberg, dort Rottecksplatz, dort Werder- und Salsusstraße? Warum Salz-, Grünwälder- und Schusterstraße? Warum Herdern und Wiehre? Warum endlich Freiburg selbst?

Der Erste, der es unternahm, auf alle diese Fragen gründlich und erschöpfend Antwort zu geben, war Heinrich Schreiber, darum nicht der geringste Wohlthäter der Stadt.

Über den Werth der Ortsgeschichtsforschung

sind wir heute wohl einig. Wer kann das Große erfassen, ohne das Kleine zu kennen? Wer das Kleine darstellen, ohne das Große zu überblicken und von ihm aus seinen Standpunkt zu wählen? Schon oft ist die Erkenntniß von Vergangenheit und Gegenwart, die gesammte Geschichtsforschung aufs Kräftigste gefördert worden durch gründliche und eingehende Einzelforschung. Jeder, der sich in die Geschichte einer Landschaft oder einer Stadt einarbeitet, bemerkt bald, wie viel noch zu thun ist, sei es nun durch neue Beleuchtung des Einzelnen, sei es durch neue Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen. Jeder begabte Forscher schafft sich seine Gesichtspunkte.

Die Wichtigkeit der Geschichte der Städte ist in neuerer Zeit, wie gesagt, immer mehr erkannt worden. Die Stadtverwaltungen selbst wenden ihr mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit zu. Noch ist's aber nicht lange her, da standen die Geschichtsschreiber der Städte ganz vereinzelt. Den Universitätslehrern schien solche Thätigkeit zu gering, und so fiel häufig die Städtegeschichte nicht in die besten Hände. Freiburg aber hatte hierin ein glückliches Geschick, da einer seiner Bürgeröhne sich fand, dem weder Wissen noch Fleiß und Begabung mangelte, seine Stadtgeschichte zu verfassen.

Heinrich Schreiber ist am 14. Juli 1793 in Freiburg als der Sohn des Johann Joseph Schreiber aus Biederthal im Sundgau und der Anna Veronika geb. König aus Mengen in Schwaben geboren. Die Eltern betrieben eine Kostgeberei, die sie reichlich nährte. Der stattliche, doch nur mittelgroße Vater, war ein echter „Mann des Tags“, ein leichtlebiger, auf das Außerliche gerichteter, doch dem Glauben seiner Kirche unbedingt ergebener Mann, der als Angehöriger des freiwilligen Schützenkorps seine Angehörigen vernachlässigte und schließlich auswärts einen Dienst suchen mußte. Die Mutter, groß und schlank, einfach und gemüthvoll, nur ihrer Überzeugung folgend, übernahm alle Sorgen des Hauswesens. Zwei ältere Kinder waren früher gestorben, am 28. Dez. 1797 kam noch eine Tochter Anna Kaveria Josepha hinzu, die, frohsinnig wie sie war, des Vaters Liebling ward, wie Heinrich der der Mutter. Aus der Stadtschule, die Heinrich mit

Eifer besuchte, kam er 1803 auf das Gymnasium. Da herrschten unter den dem Benediktinerorden angehörenden Lehrern wunderliche Zustände. Einer von ihnen, der Griechisch lehren sollte, verstand so wenig davon, daß er solche Schüler, die bereits etwas davon wußten, zu sich rief, ihnen den Homer vorlegte, mit dem Finger auf ein Wort deutete und es sich dann vorlesen und erklären ließ. Ein anderer Pater war ein großer Vogelsteller und spazierte oft mit seinen Schülern in den Wald, wo er seiner Liebhaberei nachging und sich um jene weiter nicht kümmerte. Latein konnte er wenig, noch weniger Griechisch. Die Schüler hatten das natürlich bald heraus. Daß es dann mit der Schulzucht böß aussah, läßt sich denken. Es half auch wenig, wenn der Vorsteher der Anstalt, Pater Beda, genannt „Zorn Gottes“, zornmuthig, wie der Blitz dazwischenfuhr. Andre Lehrer waren wohl tüchtiger, doch vergleicht Schreiber sie alle mit den gleichuniformirten, nur auf Befehl, nicht aus Liebe zum Vaterland kämpfenden Soldaten der damaligen deutschen Reichsarmee.

Bei dem mißlicher gewordenen Nahrungszustande der Familie mußte Heinrich schon als Schüler Lehrstunden geben. Er ging nicht zum Bier wie seine Altersgenossen. Eng schloß er sich an die Mutter an, die ihm viel von der Weichheit ihres Charakters mittheilte.

Aus den engen klösterlichen Verhältnissen der Schule trat Heinrich mit Freude und Verlangen zur Universität über. Bald mußte er allerdings wahrnehmen, daß an der Albertina das Brodstudium vorherrschte. Schreiber selbst meint, alt-



österreichischer Grundsatz sei gewesen: „vor Allem müsse man sich durch ein Brodstudium seiner Anstellung versichern; was darüber hinaus liege, werde sich von selbst ergeben“. So ward denn nur gelesen, was nützlich und nach oben nicht anstößig war. Schreiber fühlte sich besonders durch die Naturwissenschaften angezogen — er hat ihnen stets sein Leben lang einen offenen Sinn bewahrt —

so sehr, daß er einmal an seinem Vorsatze, Theologe zu werden, wankend ward. Philosophie hörte er bei Völl, dem spätern Erzbischof, und Schmitt, Geschichte bei Rotteck, Ergelese bei dem Satyriker Zug, Moral bei Wankfer. Besondern Einfluß auf ihn hatte der Dichter Johann Georg Jacobi.

In jener Zeit starb Schreibers Mutter. Ihre letzten Worte an den Sohn waren: „Ach Heinrich, die Menschen werden dein gutes Herz mißbrauchen“.

Im Jahre 1813 brachten die gegen Frankreich ziehenden Heere Oesterreichs und Rußlands große Ablenkung vom stillen Studium. „Am meisten Bewunderung“, sagt Schreiber, „und

geheimes Grauen erregte die Heeresmacht Rußlands; man konnte den Gedanken nicht abwehren, wie wenn sie sich einmal zerschmetternd auf Deutschland werfen würde?“ — Den glänzenden Heeren folgte Krankheit und Tod. Auch Schreiber erkrankte schwer. In seiner traurigen Lage erheiterte ihn sein Freund Stein durch Jean Pauls humorvollen Quintus Firlein. In jener Zeit pochte auch die Liebe einmal leise an Heinrichs Herz. Seine Schwester war unterdessen in die Erziehungsanstalt zu Ottersweier gekommen. Sie ward



Heinrich Schreiber

Dr. der Theologie und Philosophie
 öffentl. Rath, u. ö. Professor der Moraltheologie
 und Prorektor der Albert-Ludwigs-Hochschule
 zu FREYBURG.

Ein Zeichen der Hochachtung, Dankbarkeit und Liebe
 seiner Schüler

1830.



Lehrerin und starb am 19. April 1868 als Lehrfrau zu Adelhausen in Freiburg, nachdem sie ihr Leben lang ihrem Bruder in schwesterlicher Treue angehangen.

1814 trat Schreiber in das Priesterseminar zu Meersburg. Das Leben in dieser Anstalt schildert er nicht sehr erfreulich. Durch geheime Gelage suchten sich viele der jungen Theologen die Strenge des Lebens zu mildern. Der Schuster trug ihnen in den Stiefeln, der Schneider unterm Mantel, den er auch im Sommer nicht ablegte, Bier zu. Ein Altherr, d. h. Angehöriger der obern Klasse, berechnete die Zeit seines bevorstehenden Austritts nach Stunden voraus. Jeden Morgen stand auf seinem Schreibtisch ein Männchen aus Papier, mit dem Wochentag bezeichnet, das dann Abends durch Köpfen oder Aufhängen an einen Galgen hingerichtet ward. Die herrliche Natur der Umgebung, der Blick auf den See, wenn der Vollmond seine Lichtsäule darüber breitete oder Blitze ihn blendend beleuchteten, erleichterten Schreiber den Aufenthalt in Meersburg. Damals lebten dort in aller Stille der vormalige Fürstprimas und Großherzog von Frankfurt Dalberg und der Magnetiseur Mesmer. Zu beiden trat Schreiber in ein näheres Verhältniß. 1815 erfolgte Schreibers Austritt aus dem Seminar. Um leben zu können arbeitete er auf der Universitätsbibliothek zu Freiburg, redigirte das Freiburger Unterhaltungs- und Wochenblatt und ward Hauslehrer bei Itner. Im selben Jahr erhielt er auch noch die Priesterweihe und ward endlich mit sehr mäßigem Gehalt als Professor am Gymnasium zu Freiburg angestellt. 1819 folgte er aber einem Rufe als Rustos an der Universitätsbibliothek, deren Ordnung er mit großem Eifer und Erfolg vornahm. Alle Arbeit blieb ihm allein überlassen, dazu noch plagten ihn müßige Professoren und hielten ihn von der Berufsarbeit ab. Welcher Art diese Plagegeister waren, geht aus folgender Erzählung hervor. Eines Tages war Schreiber mit der Katalogisirung der Acta Sanctorum beschäftigt, die bekanntlich nach Monaten und Tagen des Jahres geordnet sind. Da kam der Medizinalrath Schütz, sah den Band Acta Sanctorum Junii und warf hin: „Da sehn Sie wieder, was der Junius alles geschrieben hat, sogar Legenden“.

1821 ward Schreiber Doctor philosophiae und habilitirte sich als Dozent. Er las zuerst über Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, dann über Ästhetik. Da sein Lehrerfolg die Eifersucht des Ordinarius für diese Fächer wachrief und dieser sich ihm in den Weg stellte, zog Schreiber es vor, 1822 die Präfektenstelle des Gymnasiums anzunehmen, woneben er noch drei oder vier Stunden an der Universität lesen konnte. Durch die freundschaftliche Verbindung mit dem Vorstand des Freiburger Provinzialarchivs, Archivrath Leichtlen und mit Hofrath Jffel ward Schreiber mehr der heimischen Geschichte zugelenkt. Die Stadt Freiburg, deren Archiv er ordnete und theilweise in einem Urkundenbuch herausgab, wollte ihn zu ihrem Archivar machen; allein die Regierung gestattete die Übernahme dieses Nebenamtes nicht. Darauf ernannte ihn die Stadt zu ihrem Ehrenrath. Das Jahr 1826 brachte ihm eine große Aenderung der Lebensstellung: die Universität berief ihn auf den erledigten Lehrstuhl der Religionslehre und Moralthologie. Am 16. Nov. 1826 hielt er seine Antrittsrede über „Das Prinzip der Moral“, die 1827 mit dem Leitwort *Ὁὐκ ἐσὺν νῦν οὐδὲ σκότος* erschien, eine freie philosophische Abhandlung, deren Grundgedanke ist: Gesetz des Menschen sei, mit sich selbst im Einklange zu stehen; das Gute sei allenthalben nur Übereinstimmung des Wesens mit sich selbst. Als 1829 seine „Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung“ erschien — ursprünglich eine Reihe von Vorlesungen, die er vor einem Kreise akademischer Zuhörer aus allen Fakultäten gehalten — verlieh ihm die theologische Fakultät auf Jugs Vorschlag den Titel eines Doctor theologiae. Zeitige Leser muß dies doch theologisch und katholisch sein sollende Lehrbuch, das weit ausgreifend eigentlich mehr eine philosophische Erfassung des Weltganzen ist, wunderlich anmuthen. Wir sehen hier die Kämpfe kommen, die Schreiber bevorstanden. Noch hatte ihn der Landesfürst durch Ernennung zum Geistlichen Rathe, die Universität durch Wahl zum Prorektor geehrt. Aber seine Auffassung des theologischen Lehramts war unbedingt falsch. Dies bewies er dadurch, daß er in der Vorlesung und in seinem Lehrbuche der Moralthologie (1831—34) sich

gegen die bindenden Gelübde und den Cölibat aussprach. Er hatte traurige Übelstände gesehen, die daraus hervorgegangen waren, und glaubte seine Schüler, die sich etwa nicht ganz fest fühlten, väterlich und wohlmeinend warnen zu müssen. Freie Aussprache seiner Überzeugung als Mensch und Gelehrter schien ihm ein Erforderniß seiner akademischen Lehrfreiheit. Er täuschte sich. Die nächste Folge war eine Anklage, die der Erzbischof Boll im Oktober des Jahres 1832 gegen Schreiber in Karlsruhe höchsten Orts erhob. Die Universität nahm sich zunächst Schreibers an, indem der Senat am 11. Dez. das Ministerium ersuchte, es möchten keine Maßregeln beschlossen werden, ehe Schreiber gehört sei. Schreiber selbst suchte sich beim Großherzog unter Vorlage seines Lehrbuchs zu rechtfertigen. Der Minister von Reitzenstein schrieb am 23. Dez. an Schreiber, er habe dessen Sache im Staatsrath vertreten und beantragt, sie von der Kirchensektion begutachten zu lassen. Falls der Erzbischof sich damit nicht zufrieden erkläre, so sollen ausländische theologische Fakultäten Gutachten abgeben, ob durch Schreiber ein kirchliches Dogma verletzt sei. Die Universität forderte dann im Auftrage des Ministeriums am 13. Feb. 1833 Schreiber auf, dem Erzbischof eine rechtfertigende und beruhigende Erklärung zu geben, im Übrigen vorsichtig zu handeln und zu reden. Bereits am 16. Februar übersandte nun Schreiber dem Erzbischof eine Erklärung, in der er jedoch das Recht in Anspruch nahm, seine Überzeugung über die ewigen Gelübde aussprechen zu dürfen. Selbstverständlich genügte diese Auseinandersetzung nicht, und nun forderte der Senat eine bündige Erklärung, ob Schreiber sein Lehrbuch aus freien Stücken bei Vorlesungen nicht gebrauchen wolle. Die Antwort war ein einfaches „Nein“. Darauf erfolgte nun Schreibers Versetzung aus der theologischen Fakultät in die philosophische mit dem Lehrauftrage für historische Hilfswissenschaften und Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Schreiber fügte sich. Noch einmal betrauten ihn seine Amtsgenossen mit dem Amte des Prorektors für 1842/43.

Das Jahr 1845 brachte aber neuen Streit. Ronge war mit seinem Deutschkatholizismus aufgetreten und hatte in dem schon seitab gedrängten

Schreiber übermäßige Hoffnungen erweckt, so daß er nicht anstand, vereinzelt wie er war, sich dieser, wie er glaubte, Alles fortreisenden Bewegung anzuschließen. Offen verkündete er am Ostertag 1845 dem Erzbischof seinen Übertritt zur deutschkatholischen Kirche. Nachdem er der Aufforderung zum Widerruf nicht Folge geleistet, ward am 9. Mai die Excommunication über ihn erkannt. Inzwischen hatte auch der Prorektor der Universität, der Mediziner Schwörer, ganz eigenmächtig Schreiber den Beginn seiner Vorlesungen untersagt, da dessen Verhältniß zur Universität durch seinen Austritt aus der katholischen Kirche zweifelhaft geworden sei. Schreibers berechtigte Beschwerde hatte nur den Erfolg, daß das Ministerium ihm auch noch untersagte, seine Vorlesungen zu Hause abzuhalten. Die Universität schützte ihn nicht. Der Großherzog nahm ihm den Titel eines Geistlichen Rathes wieder. Durch Verfügung des Ministeriums vom 23. Jan. 1846 ward Schreiber, wenn auch einstweilen nur vorläufig, in den Ruhestand versetzt. Wohl hatte ihm sein großer Schritt anerkennende lobesvolle Adressen von Bürgern Offenburgs und Donaueschingens und den Ruf, als Geistlicher der deutschkatholischen Gemeinde nach Leipzig zu gehen, gebracht, wohl hatten seine Schüler ihn durch Adresse und Ehrenbecher geehrt; doch der entscheidende Schritt war gethan: Schreiber blieb fortan ein bescheidener Privatmann. Die Regierung hatte ihn fallen lassen, ängstliche Freunde mieden ihn, sogar die Verbindung mit seiner Schwester wollte man stören. Mit Schmerz mußte er sehen, wie wenig sich von seinen Hoffnungen für und durch den Deutschkatholicismus erfüllte. In dieser Vereinsamung suchte und fand er aber Anschluß an ein weibliches Herz. Er erreichte einer Freiburger Bürgerstochter, Anna Fuchs, die Hand zum Ehebunde, den leider schon 1853 der Tod trennte. Schreiber hatte sich nicht verbittern lassen. Als man ihm seinen Frieden fernerhin nicht störte, lebte er still zuerst in einem bei Herdern gelegenen Hause und dann im eignen Heim an der Dreißam, in der nun nach ihm benannten Schreiberstraße. Die Revolutionsjahre sahen ihn in der schweigsamen Rolle des beobachtenden Geschichtsforschers. Eine zweite Ehe, die er einging, war von ganz kurzer Dauer. Von nun an

blieb die heimische Geschichte Gegenstand all seiner Neigungen. Damals entstand seine Geschichte der Stadt und Universität Freiburg und eine ganze Menge kleinerer Arbeiten ähnlichen Ziels. Noch war er dabei, eine Sammlung seiner kleineren Schriften herauszugeben und hatte schon mit dem Buchdrucker Wangler einen Vertrag abgeschlossen; aber da trat der große Krieg des Jahres 1870 dazwischen und 1871 starb Wangler. Die Ereignisse des deutsch-französischen Kriegs rückten seine Pläne in den Hintergrund. Im November 1872 erkrankte Schreiber schwer an einer Lungenentzündung und am 29. dieses Monats machte ein Schlag seinem Leben im 79. Jahre ein Ende. —

Heinrich Schreiber war eine empfängliche, gerade, kindliche Natur. Was ihn ergriff und durchdrang, seiner Überzeugung hing er unentwegt und mit ganzer Seele an, gleichgiltig ob diese Treue zu Glück oder Unglück führte. Die Mutter hatte recht gesehen, wenn sie scheidend die Befürchtung aussprach, daß Schreibers „weiches Herz“ ihm Schwierigkeiten bereiten werde. Wer sich klug zurückhält, sein Herz vor raschem begeisterten Auflohen und vor rückhaltloser Hingabe bewahrt, der bringt es zu etwas in dieser Welt. Offene Naturen, die ihrer einmal gewonnenen Überzeugung weder vor sich selbst noch vor den Leuten untreu werden wollen, stoßen überall an und kommen nicht weit. Schreiber war wohl von seinem innern Werthe überzeugt und nicht ohne Stolz, doch that er was er that niemals aus eitler Ruhmsucht. Er war durch und durch ehrlich und ohne Nebenabsichten. War er nun für Ehrungen empfänglich, so mußte ihn auch die unverdiente Zurücksetzung, namentlich die Entziehung des ihm vom Großherzoge nach Verdienst ertheilten Ehrentitels besonders schmerzen.

Als Theologe hatte Schreiber seinen Beruf verfehlt. Seine Begabung war philosophisch. Das zeigt sich in seinen theologischen wie geschichtlichen Werken. Er war durchaus ein Mann der alten Schule. In der Methode ging er keine neuen Wege. Sein Standpunkt war der an der Freiburger Hochschule zu Anfang des Jahrhunderts vorherrschende der Josephinischen Aufklärung. Das Neue, das seine Zeit brachte, namentlich der

überraschende Erfolg der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung, der durch den Namen der Brüder Grimm bezeichnet ist, fand in Schreiber einen Sinn von begeisterter Empfänglichkeit. Mit den Führern der deutschen Alterthumsforschung, den Brüdern Grimm, Uhland, v. Laßberg, Pfeiffer, Wackernagel, Rückert, trat er in freundschaftliche Verbindung. Sie schenkten seinen Werken gebührende Beachtung, wie ihre Briefe beweisen, die, zur Veröffentlichung bereit, sich in Schreibers Nachlasse finden. Er hat auf germanistischem Gebiete stets gearbeitet. Seine erste selbständig erschienene Arbeit, die ihm den philosophischen Dokortitel einbrachte, die Kriegs- und Siegeslieder des Veit Weber, gehörte schon hierher. Berthold von Herbolzheim, der verschollene Dichter einer altdeutschen Alexandreis, die Freiburger Meisterlieder und das Theater, das Enderinger Judenspiel, die breisgauischen Minnesänger, die Freiburger Volksagen waren Gegenstände seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er hinterließ umfangreiche Sammlungen zur Geschichte der Mundarten und des Volksthum. Auch in eigentlicher Aesthetik versuchte er sich. Hauptgegenstand seiner Forschungen war jedoch die Geschichte, und zwar die Geschichte Freiburgs. Diese Arbeiten werden immer hervorragenden Werth behalten. Mit größter Umsicht und Gründlichkeit, von allen Seiten beleuchtete Schreiber die heimische Geschichte. Wohin wir heute greifen, überall treffen wir auf ihn. Vor Allem wandte er dem herrlichen Münster seine Thätigkeit zu, dann der Universität, über welche er eine ganze Reihe musterhafter und für alle Zeit werthvoller Arbeiten lieferte. Das Schicksal der Burg Falkenstein im Hölenthal, die Schlachten bei Freiburg und dessen Belagerungen, der Bauernkrieg,^{*)} die Wiedertäufer und der Aufstand der Salpeterer, Peter von Hagenbach, Verfassung und Bürgerthum der Vaterstadt — Alles dies erzählen uns Schreibers Schriften. Auch zu den Kelten verirrte er sich. Er gab ein Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland heraus. Er war auch Dichter und versuchte sich in eignen

*) Einen Abdruck der Kleinen, höchst lesenswerthen Schrift über den Vorläufer des Bauernkriegs, den Bundesuh in Lehen, lassen wir unten folgen. D. L.

Gedichten oder gab die Werke Anderer heraus. In seinem Nachlasse finden sich noch 4 Schauspiele: Der Hauptregent, Der 29. Mai, Die Veröhnung (Sühne), Freiheit und Liebe, sämmtlich aus den Jugendjahren 1817 und 1818 stammend, allerdings ohne hervorragenden Werth als Dichtungen, doch zur Beurtheilung Schreibers werthvoll. Mit seinem Freunde Zuccalmaglio durchstreifte er die Gegend und nahm Ansichten und Grundrisse der Kirchen, Burgen und Ringwälle auf. Kurz, seine Thätigkeit war ungemein vielseitig. All sein Wissen und Können goß er in sein Hauptwerk, die Geschichte Freiburgs. Mit größtem Fleiße bringt er hier alle Quellen zur Geltung, hebt mit Geschick das Kennzeichnende hervor und liefert so ein Gesamtbild, das an Abrundung und Fülle seines Gleichen sucht. Philologe in unserm Sinne war Schreiber dabei nicht. Es ergibt sich daher häufig große Schwierigkeit bei Nachprüfungen seiner Aufstellungen. Seine Urkundenabdrücke sind fehlerhaft, Citate fehlen oft ganz. Auch darin war er ein echtes Kind seiner Zeit, ein Kind der philosophischen Schule. Der heutige Geschichtsforscher würde mehr Gewicht auf die wirthschaftliche und sociale Seite der Geschichte legen müssen.

Aber nicht allein durch seine in Schriften niedergelegten Alterthumsforschungen, sondern auch in handgreiflicherer Weise bezeugte er der Vaterstadt seine Liebe. Er hinterließ der Stadt

Freiburg mit seinen handschriftlichen Sammlungen auch seine Bücherei und seine Alterthümersammlung, die heute noch mehr als drei Viertel der städtischen Sammlung ausmacht. Wenn die Stadt Freiburg Dankbarkeit übt, so thut sie damit nur ihre Pflicht.

Besonders werthvoll sind Schreibers hinterlassene Denkwürdigkeiten, in denen er anschaulich und treffend seine Lebenschicksale erzählt. Einen Theil davon hat er selbst in den „Denkblättern aus dem Leben eines Hochschullehrers“ (Frankfurt a. M. 1849) herausgegeben, einen andern Theil verarbeitete J. Rauch in der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde von Freiburg (III, 1873, 209–265). Auch ich bin meist Schreiber selbst gefolgt, hie und da sogar wörtlich, das mag erklären, daß meine Worte manchmal scheinbar an die Rauchs anklängen. Schreibers Denkwürdigkeiten verbreiten sich ausführlich über seinen kirchlichen Streit, wie ja zu denken. Besonders anschaulich schildert er die Freiburger Ereignisse des Jahres 1848.

Fassen wir alle Züge aus Schreibers Leben zu einem Bilde zusammen, so müssen wir in ihm in seinen Vorzügen wie Fehlern eine echt deutsche Natur erkennen. Deutsch ist seine offenherzige Kindlichkeit, deutsch seine Überzeugungstreue und Mannhaftigkeit. Wie er irrte, haben auch viele Andere geirrt, aber was er geschaffen, schufen Wenige.





Gelten bricht ein großes Ereigniß, völlig unerwartet, mit zerstörender Allgewalt über Völker und Länder herein. Ihm gehen gewöhnlich schon eine Reihe von Jahren Erscheinungen voran, welche den aufmerksamen Beobachter tief in das Geheimniß der Zukunft blicken lassen. Sie sind das dunkel heraufziehende Gewölke, das Wetterleuchten und der fernrollende Donner vor schweren Gewittern; oder das dumpfe Wühlen des Waldstromes, der bereits da und dort seine Ufer untergräbt, bis er immer übermächtiger anschwillt, und endlich mit einem Male die schon lang bekämpften Dämme zusammenwirft.

Von jeher hatte es auch in Deutschland unter dem gemeinen Volke Unzufriedene gegeben, aber ihre Ansprüche, Klagen oder Streitigkeiten beschränkten sich nur auf ein gewisses Gebiet und ließen außerhalb desselben Alles unangefochten. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts änderte sich jedoch hierin die Lage der Dinge. In dem Maße, in welchem Fürsten, Adel, höhere Geist-

lichkeit und Städte engere Verbindungen knüpften, schien auch der gemeine Mann auf dem Lande nicht mehr vereinzelt in seiner Herrschaft stehen zu wollen, sondern sich, dessen vielleicht unbewußt, näher an seinen Nachbar anzuschließen, und an dem Schicksale, an den Wünschen und Bestrebungen von Seinesgleichen in Deutschland überhaupt, gleichgültig welchem Herrn sie angehörten, einen Antheil zu nehmen, wie man ihn bisher noch nicht bemerkt hatte.

Unverkennbar äußerte die nun seit mehr als anderthalb Jahrhunderten errungene und siegreich behauptete Freiheit der schweizerischen Eidgenossen, besonders in den angrenzenden Gegenden, sehr großen Einfluß. Sie hatte gelehrt, was vereinigte Kraft des gemeinen Mannes bei gehöriger Ausdauer zu bewirken vermag, und war daher diesem nicht weniger Lockung als Ermunterung und Hoffnung geworden. So mußte nothwendig nach und nach jedes einzelne Ereigniß einen entschiedeneren allgemeineren Charakter gewinnen, da sich in ihm mehr oder minder das Wünschen und

*) Nachstehende Abhandlung H. Schreibers ist 1824 im Verlage der Fr. Wagner'schen Univers.-Buchhandlung, dahier in Buchausgabe (kl. 8°. 127 S. Preis M. 1,50) erschienen und noch im Buchhandel erhältlich. Der mit Genehmigung der genannten Verlagshandlung zum Abdruck gelangende Text bildet nur einen Theil des Büchleins, dessen größere Hälfte in der Wiedergabe der sämtlich im Archive der Stadt Freiburg befindlichen Originalquellen besteht.

Streben einer ganzen Volksklasse entweder wirklich aussprach oder doch vorbereitete.

Einer der wichtigeren jetzt beinahe ganz vergessenen Vorfälle dieser Art ist eine Meuterei des gemeinen Mannes im Elsaß, worin bereits Zweck und Mittel des spätern Bauernkrieges vollkommen zu erkennen sind. Es war nämlich, erzählen Herzogs edelfasser Chronik (S. 162) und der Stadt Freiburg handschriftliches großes Buch (S. 144) übereinstimmend, im Jahre 1493, als im Elsaß eine geheime Verbindung angezettelt zu werden anfang. Theilnehmer aus Schlettstadt, Sulz, Dambach, Epfich, Andlau, Storzheim, Kestenholz, Tiefenthal, Scherweiler und andern Orten, nicht nur gemeine Leute, sondern auch Männer, welche mit städtischen Ämtern bekleidet waren, verpflichteten sich mit Eiden, und wählten zu ihren Zusammentkünften den wilden unwegsamen Zungerberg. Hier nahmen sie die Neulinge unter den schrecklichsten Drohungen, wenn sie ausplaudern würden, auf; hier ernannten sie Hauptleute und entwarfen folgende Bundesartikel.

Erstens, geistlich und rothweilisch Gericht abzuthun, und Niemanden eine Schuld zu erstatten.

Zweitens, Zoll, Umgeld, und andere Beschwerden abzustellen.

Drittens, Steuer zu geben nach eigenem Gefallen (keiner mehr denn vier Pfening).

Viertens, die Juden zu tödten, und ihnen ihr Gut zu nehmen.

Fünftens, keinem Geistlichen mehr als eine Pfründe zu 40 oder 50 fl. zu lassen, auch ferner nicht mehr zu beichten.

Da die Verschworenen wohl einsahen, daß sie sich nur durch eine auffallende That hinreichenden Anhang erwerben könnten, richteten sie ihre Augen auf Schlettstadt, das zuerst von ihnen überfallen, und durch dessen Schatz ihre Macht vermehrt werden sollte. Dann wollten sie noch einige umliegende Städtchen und Dörfer in ihren Bund bringen, und ein Panner mit dem Bundschuh*) aufwerfen, damit ihnen der gemeine Mann zuliefe. Leicht wäre dann, glaubten sie, das ganze

*) Bundschuh hieß der damals allgemeine Bauernschuh, der über die Anschel reichte, oberwärts mit langen Riemen gitterartig zusammengelochet wurde, und von diesem Binden den Namen hatte. Die Bauern steckten ihn

Elsaß eingenommen, besonders durch Hülfe der Eidgenossen, die man herbei rufen müsse. Wer wider sie wäre, sollte erschlagen werden, und der Überfall auf Schlettstadt in der Charwoche vor sich gehen.

„Aber Gott der Herr hat's verhindert“, fügt Herzog schließlich bei; und das große Buch erzählt weiter, wie der Anschlag verrathen, ein Stadtmeister von Schlettstadt, dieser Meuterei schuldig, auf seiner Flucht nach Basel angehalten und geviertheilt, Mehrere enthauptet, Andere des Landes verwiesen, und an Händen und Fingern verstümmelt worden. Überallhin wurden die Flüchtlinge mit größter Strenge verfolgt, und vergebens da und dort in Schutz genommen. Ein reisiger Knecht, genannt SchützenUlrich von Andlau, hatte sich zu Ebnet bei Freiburg im Gerichte des edeln David von Landeck zu sichern gesucht, und war wirklich hier im herrschaftlichen Schlosse selbst aufgenommen worden. Aber auch hierher verfolgten ihn, auf Schlettstadts Anforderung, die von Freiburg, deren Bürger der Gutsbesitzer war, dem zugleich von Seite des Landvogts ein dringendes Schreiben zugeschiekt wurde. Vergebens sträubte er sich lange, seinen Schützling auszuliefern, und veranlaßte sogar zu Gunsten desselben mehrere, von zahlreichem Adel besuchte, stürmische Landgerichte: das Recht gewann endlich auch hier seinen Gang, und dem Meuterer wurden die zwei Finger, die er zum ehrlösen Eid emporgehoben hatte, abgehauen.

Kaum war ein Jahrzehnt vorübergegangen, so sah man denselben Verrath, dieselben Anschläge in andern Gegenden wiederkehren. So zettelte sich auch im Dorfe Untergrombach, bei Bruchsal im Bisthum Speier, während des Jahres 1505 eine neue Verschwörung an. Aber auch hierbei wurde nicht blos auf die nähere Umgegend Rücksicht genommen, sondern der Plan in möglichster Ausdehnung entworfen. In allen Landen sollte der gemeine Mann aufgeregt und zur Theilnahme bewogen werden, der Bund selbst zählte bereits bei 7000 Männern und 400 Weibern. Sie würden,

als Zeichen der Empörung auf eine Stange, oder ließen ihn in die Fahne malen. Davon gieng der Name des Bundschuhes auf die Verbindungen selbst, welche sich seiner als Feldzeichen bedienten, über.

war ihre Hauptklage, so sehr beschwert, daß die vierte Stunde der Arbeit nicht ihnen angehöre; daher auch ihre Artikel eine größere Ausdehnung gewannen. Vorerst, schworen sie, das Joch der Leibeigenschaft abzuschütteln und sich mit dem Schwert in der Hand selbst zu befreien; dann sollte alle Obrigkeit aufgehoben werden, und, wer sich ihnen widersetze, des Todes sein. Fischen, Jagden, Vögeln, Wald und Weide sollten frei sein, und nicht den Fürsten und Herrschaften allein zustehen. Ebenso wenig sollte Jemand die Macht haben, Zins und Zehnten, Zoll oder Schatzung einzutreiben. Auch den Triftern und Klöstern war der Untergang verheißen.

Dennoch fehlte es diesem Bunde an religiösem, den gutmüthigen Schwächling leicht täuschenden Glitterwerk nicht. Wer demselben angehörte, hatte die Pflicht auf sich, täglich fünf Pater noster und eben so viele Ave Maria mit gebogenen Knien zu sprechen. Auch waren U. L. Frau und St. Johann Evangelist zur Hauptlosung geworden; eine andere gab auf die Frage: „Loset (hört), was ist es jetzt für ein Wesen?“ die Antwort: „Wir können nicht vor Pfaffen und dem Adel genesen“.

Wie ihre Vorgänger, die Elsässer, Schlettstadt, hatten diese Speierer Bruchsal zum Überfall im Arge, nach dessen Einnahme sogleich in die Markgrafschaft Baden gerückt werden sollte. In keinem Orte, hatten sie beschlossen, länger als 24 Stunden zu verziehen, sondern immerdar voranzueilen, bis sie alles Land eingenommen hätten; denn sie trugen gute Hoffnung, daß überall Bürger und Bauern, auch ungezwungen, schon aus Liebe zur Freiheit ihnen zufallen würden.

Auch diese Meuterei kam nicht zum Ausbruche, sondern wurde, ehe sie reif war, in der Beicht aufgedeckt. Ihrer wegen wurden drei Tage zu Schlettstadt gehalten, auf denen die kaiserlichen Räte, des Pfalzgrafen, des Bischofs und der Stadt Straßburg, des Herzogs zu Württemberg, der Grafen zu Hanau, Bitsch, Kapoltstein, auch der Stadt Colmar und anderer Städte und Herren Gesandte zugegen waren. Indessen benützten viele der Rädelsführer die Gelegenheit, sich flüchtig zu machen; Andere, derer man habhaft werden konnte, wurden aufs Schärffste bestraft.

Als Absenker dieser Speierer Verschwörung kann die acht Jahre später, nämlich im Jahre 1513 erfolgte Meuterei Breisgauischer Bauern, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Untersuchung ausmacht und vorzugsweise den Namen des Bundschuhes führt, betrachtet werden. Ohne Zweifel lag auch hier der Brennstoff schon vorbereitet, aber es bedurfte doch der Funken, ihn zu entzünden, und diese wurden nun durch einen Flüchtling des Unterländer-Bundes überallhin ausgestreut.

Joß Fritz nämlich, aus Untergrombach selbst, hatte, um dem Tode zu entgehen, seine Heimath verlassen, und anfänglich, wie es scheint, den Schwarzwald zur Zuflucht gewählt. Hier wohnte er bald da, bald dort (zu Villingen, Horb &c.), und verheiratete sich auch mit einem Weibe (einer Els Schmidin) aus Lenzkirch oder Stockach. Später erst mag er sich in das Breisgau gewagt haben, wo er in dem nur eine Stunde von der Stadt Freiburg entlegenen Dorfe Lehen, das damals dem edeln Balthasar von Blumeneck angehörte, nicht nur Aufnahme und Sicherheit fand, sondern auch, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, den Dienst als Bannwart erhielt. Sein Äußeres zeichnete ihn vortheilhaft unter Seinesgleichen aus. Er trug mehrere Kleider, gewöhnlich einen schwarzen französischen Rock und weiße Beinkleider, zugleich zierte ihn ein silberner Finger-ring. Auf dem linken Arme bemerkte man zunächst der Hand ein schwarzes Muttermal.

Schon früher, wie ihn die Berichte nennen, „der rechten Ursacher einer“, hatte er sich kaum einiges Zutrauen erworben, als er auch in seinem neuen Aufenthaltsorte darauf sann, die alten Ränke wieder anzuknüpfen und sich zum Haupte der Mißvergnügten aufzuwerfen. Verschmitzt im höchsten Grade, fand er leicht das Mittel, den einfältigen Landmann, der sich in seinen Verhältnissen gedrückt fühlte, zu berücken. Kam er mit seinen Nachbarn zusammen, so nahm er anfänglich mit großer Scheinheiligkeit das Wort und klagte, daß Gotteslästern, Zutrinken, Wuchern, Ehebrechen und andere Laster so sehr überhand nähmen und von den Oberrn nicht bestraft würden; daß aber auch der Druck von Seite der Herrschaften so groß sei, daß man zuletzt ein schweres Ende

erwarten und der gemeine Mann selbst ein Einsehen nehmen müsse.

Mit solchen süßen, und, wie die Berichte sich ausdrücken, „vom Teufel selbst eingeflüsterten Reden, die er oft und abwechselnd wiederholte, und bei denen er sich ganz einfältig stellte“, wußte er nach und nach die Bauern, „die ihre Güter höher als sie im Werthe waren versetzt, und ihre Gemüther auf viel Zehrung und wenig Arbeit gestellt hatten“, an sich zu ziehen und sich einen nicht geringen Anhang zu verschaffen.

Im Jahre 1513 fieng Josß Fritz an, seine Pläne bestimmter zu entwickeln, und sich Einzelnen, die er für empfänglicher hielt, oder deren Einfluß für ihn besonders wichtig war, näher anzuschließen. Anfänglich waren es nur Andeutungen, Winke, die er fallen ließ. „Willst du uns, Nachbar, auch helfen zur göttlichen Gerechtigkeit? Du siehst ja, wie es uns geht, und daß wir heute um dies, morgen um das andere kommen, und daß man uns nicht belassen will bei unsern alten Bräuchen, Rechten und Herkommen. — Aber schweigen mußt du, und ja Niemanden etwas vertrauen!“

Siel dann die Antwort, „man wolle gern helfen, wozu man Glimpf, Fug, Ehre und Recht habe“; da hatte der Verführer schon gewonnenes Spiel, und den gutmüthigen, aber verdrossenen Nachbar weiter beschwarzend, versicherte er: „Sie wollten nur dem leben, was göttlich, ziemlich und billig sei, und die großen Wucherer, und was nicht göttlich und billig sei, abthun; und so einer gezinsset, und die bezahlten Zinse dem Hauptgut gleichgekommen, sollten sie fürder nicht mehr entrichtet werden. Dann wollten sie auch künftig ihren Herren und Oberrn im Jahre nicht mehr als einen Fronttag leisten, und es versuchen, sich selbst bei ihren Rechten, Bräuchen und alten Herkommen zu handhaben, deren sie von ihrer Herrschaft gewaltiglich und ohne Recht entsetzt seien. Denn (fügte er, um seiner Rede durch einen Beweis noch mehr Nachdruck zu geben, bei), der Nachbar wisse wohl, wie sie der Wirthschaft halb mit ihrem Junker lange Zeit zu Ensisheim gerechtet, daß jeder Hintersäß zu Lehen frei und ohne Beschwer Wirthschaft treiben dürfe; daß aber ihr Junker darauf keine Rücksicht genommen,

sondern sie gegen Brief, Siegel und erlangte Rechte davon gedrängt und die Wirthschaft andern Personen um Geld verliehen. — Dergleichen Gewalt und Hochmuth hätten sie seither ertragen müssen!“

Mit solchem Eingange begnügte sich Josß Fritz gewöhnlich fürs Erste und überließ es dem Angeköderten, sich nach und nach selbst mit seinem Gewissen und sittlichen Gefühle abzufinden. Erwartete er, daß dieses geschehen sei, oder näherte sich ihm der betrogene Nachbar von selbst, so knüpfte er seine Mittheilungen wieder da an, wo er aufgehört hatte, indem er fortfuhr, über den Druck der Herrschaft und die Ungerechtigkeit des rothweilischen und geistlichen Gerichtes zu schmäheln.

Nur Papst und Kaiser, versicherte er, seien von Gott gesetzte Obrigkeiten; Holz, Feld, Wasser, Vögel, Fische, Gewild und alles dergleichen, sei Armen und Reichen gemein; ihnen gebühre der Überfluß, in welchem Klöster und Geistliche schwelgen u. s. w. Kurz, er wußte (versichern die einstimmenden Berichte) „den geblendeten Zuhörern seine Ansichten so süß vorzutragen, daß ihrer jeglicher von Stund an selig und reich zu seyn wähnte“.

Auch an treuen Gehülften für seine Pläne fehlte es dem schändlichen Verführer nicht. Während mit ihm zu Lehen ein Bäckerknecht aus Erschland, Hieronymus mit Namen, der bei dem Müller diente, und durch weite Wanderschaften (von denen er viel zu erzählen wußte), in Ansehen stand, die nächsten Nachbarn bearbeitete, hatte den auswärtigen Verkehr vorzugsweise ein Abenteuerer übernommen, welchen die Urkunden Veltin oder Stoffel von Freiburg nennen, der aber größtentheils zu Waldkirch im Wirthshause bei der Probstei saß, und von hier aus in alle Gegenden, bis nach Ehingen in Schwaben, seine Streifereien machte. Er ritt ein weißes Roß, hatte einen weißen mit schwarzem Sammt belegten Mantel um sich geworfen und trug einen silbernen Strahl im Barett. Josß Fritz selbst unternahm da und dorthin kleinere und größere Reisen, theils um selbst Theilnehmer zu gewinnen, theils um sich von der Wirksamkeit seiner Unterhändler zu versichern.

Längs des Kinzigthales waren bereits mehrere Wirthhe ins Einverständnis gezogen und ihre

Häuser zu geheimen Zusammenkünften bestimmt. Im nächsten Dörflein ob Haslach, in der Vorstadt zu Wolfach, in der Schenke beim alten Bergwerke, beim Jörg von Ulm mit dem Eisenring um den Hals, waren sichere Versammlungsstuben. Hand in Hand mit diesen Wirthen wirkten herumziehende Hausierer, Sprecher und Pfeifer. Zu Offenburg gewährten Klaus Krantz und Stoffel Zimmermann den Verschworenen Aufnahme; aus Bospach unter Offenburg warben Kilian Ratz und ein Abenteurer, Alexander genannt, dessen schwarzes Barett ein vergoldeter Pfennig und dessen Seite ein Schlachtschwert zierten. Bis nach Bretten und in den Hauptsitz der Verschwörung von 1505 verzweigte sich auf dem diesseitigen Ufer des Rheines die Verbindung; und die ausführliche Aufzeichnung der Theilnehmer erwähnt sogar eines Edelmannes, der auf dem untersten Schlosse bei Dertingen sitze und mit Josß von Bretten, einem der eifrigsten Beförderer des Bundes, im Wirthshause beim Kloster zu Dertingen Zusammenkünfte halte.

Auch auf dem jenseitigen Ufer des Rheines fand die Verschwörung in einem großen Theile der Dorfschaften des Elsasses zahlreiche Anhänger. Nicht minder wurde um den Kaiserstuhl und durch die Markgrafschaft der gemeine Mann schwierig gemacht. Selbst Geistliche waren da und dort dieser Meuterei nicht abgeneigt; und Johannes, Pfarrer in Lehen, erklärte sogar dieselbe (nach Versicherung eines Gefangenen) für ein „göttliches Ding, denn die Gerechtigkeit würde dadurch befördert werden und Gott selbst wolle es. Auch habe man in der Schrift gefunden, daß es Fortgang gewinnen müsse“.

Wo endlich Überredung nicht ausreichte, suchte man sich der Gewalt zu bedienen; und die Urkunden geben sogar Nachricht von einem Anfall auf öffentlicher Straße, wobei das Leben des Angefallenen sehr bedroht war, bloß um den Bund zu erweitern.

Wesentliche Dienste leisteten hiebei die Bettler, deren man sich besonders für die Zukunft, beim eigentlichen Ausbruche der Verschwörung bedienen wollte. Sie wurden zu diesem Zwecke unter zehn Hauptleute vertheilt, denen bereits zweitausend Gulden zugesagt waren, wenn sie zur gehörigen

Zeit im Elsaß, in der Markgrafschaft und dem Breisgau Feuer einlegen und sich auf eine bestimmte Kirchweihe oder einen gelegenen Jahrmarkt mit 2000 Mann zu Elsaßzabern einfinden und das Städtchen besetzen würden.

Da Josß Fritz, als die Seele des ganzen Unternehmens, von allen Seiten so geneigte Aufnahme seiner verrätherischen Gesinnungen fand, säumte er auch zu Hause nicht länger, die Maske abzuwerfen und die unglücklichen Bethörten mit der ganzen Schändlichkeit seines Vorhabens bekannt zu machen. Er erklärte ihnen jetzt mit runden Worten, daß es sich um einen Bundschuh handle, und lud sie zu weiteren nächtlichen Verhandlungen auf die Hartmatte ein.*) Hier kamen anfänglich nur Wenige zusammen; aber Josß Fritz stellte neuerdings vor: „wie ihr Vorhaben göttlich, ziemlich und recht sei, da sie nichts handeln wollten, als was die heilige Schrift enthalte und was an sich selbst göttlich, billig und recht sei“.

Ja er selbst und Hieronymus „als die Geschicktesten“ erboten sich, alle Anschläge ihres Vorhabens wegen aus der heiligen Schrift niederzuschreiben und den Verschworenen vorzulesen, und durchaus nichts Anderes vorzunehmen, als was göttlich, ziemlich und billig wäre.

Sogar von Wiedergewinnung des heiligen Grabes durch den Bundschuh wußte Josß Fritz seine Mitverschworenen träumen zu lassen.

So entstanden nach und nach in den folgenden Versammlungen und bei einer größeren Anzahl von Theilnehmern die Bundesartikel, welche zwar nicht in allen Ausagen wörtlich und in gleicher Anzahl vorkommen, aber dem Wesentlichen nach in Folgendem übereinstimmen:

Erstens, den allerheiligsten Vater den Papst, und den allergnädigsten Herrn den Kaiser, und vorab Gott, sonst aber keinen andern Herrn anzuerkennen.

Zweitens, um Schuld nur vor dem eigenen Richter an dem Orte, da Jeder gefessen ist, zu stehen.

Drittens, die rothweilischen Briefe nicht ferner zu leiden, sondern gänzlich abzuthun.

*) Eine abgelegene Strecke Hartfeldes bei Lehen, jenseits der Dreisam, am Wege von Lehen nach Mündenhofen längs des Waldes.

Viertens, die geistlichen Gerichte nur in geistlichen, nicht aber in Schuldsachen zu dulden.

Fünftens, nur so lange Zinse zu geben, bis diese dem Hauptgut gleichgekommen.

Sechstens, bei Zinsen, da ein Gulden Geld unter zwanzig Gulden Hauptgut steht, zu handeln, was das göttliche Recht anzeigt und unterweist.

Siebtens, jedem Priester, der zwei oder drei Pfründen hat, eine zu nehmen, und damit einen andern Priester, der keine Pfründe hat, zu versehen.

Achtens, Vögeln, Fischen, Holz und Wald frei und allgemein zu machen.

Neuntens, alle unbillige Steuern und Zölle abzuthun.

Zehntens, einen beständigen Frieden in der ganzen Christenheit zu bewirken, und alle, welche sich dawider setzen, zu erschlagen; dem aber, der je zu kriegen Lust hätte, Geld zu geben, und ihn an die Türken und Ungläubigen zu schicken.

Elfteus, Jeden, der dem Bund zufalle, mit Leib und Gut zu sichern, wer sich ihm widersetzte, zu strafen, nämlich zu erschlagen.

Zwölftens, Kaiserlicher Majestät, sobald der Haufe zusammenkommt, der gemeinen Gesellschaft Vorhaben zuzuschreiben, und sofern ihre Majestät den Bund nicht annehmen würde, zu den Schweizern zu rücken.

Die weitere Sorge des Hauptes der Verschwörung gieng nun dahin, sich unter Zustimmung seiner nächsten Umgebung des Oberbefehls zu versichern und einige andere Ämter für die Zukunft besetzen zu lassen.

Joß Fritz wurde daher in einer besondern nächelichen Versammlung auf der Hartmatte als Hauptmann des Bundschubes erwählt und ihm Jakob Hauser, ein schöner junger Mann, als Fähndrich zugeordnet. Vergebens suchte sich dieser des Amtes zu entschlagen, da er der Geschäfte eines Fähndrichs kein Wissen trage, dazu unbekleidet sei, und kein Vermögen besitze, sich besser zu kleiden; man entgegnete ihm, sobald der Handel angehe, werde er bekleidet werden, und ließ somit die Wahl bestehen. Ohne sich zu weigern, nahmen Hans Stüblin und Hans Geiger die Stellen als Weibel an; wobei ihnen bemerkt wurde, daß sie von diesen Ämtern keine Belohnung zu

erwarten, sondern Alles allein um Gottes willen zu thun hätten.

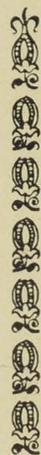
Zugleich redete man in dieser Versammlung auch von dem Wortzeichen, woran sich die Verbündeten erkennen möchten. Der Hauptmann brachte das alte Speierische mit einer kleinen Veränderung in Vorschlag: „Gott grüß dich Gesell, was hast du für ein Wesen? — Der arm Mann in der Welt mag nicht mehr genesen!“ Die Versammelten nahmen es an.

Neben den Genannten befanden sich damals noch auf der Hartmatte: der Bäckerknecht Hieronymus, Kilian Meyer, Hans Freuder, Hans und Karius Zeitz, Konrad Enderlin und Peter Stüblin, sämtlich von Lehen; Ciriak Stüblin und Konrad Brun von Berzenhausen; Hans Hummel, ein Schneider aus Schwaben, und Jakob, ein fremder Gesell aus der Ortenau.

Mehr Mühe als diese Ernennungen machte dem neuen Hauptmann das Herbeischaffen eines geeigneten Fähnleins; theils wegen der Kosten, die es verursachte, theils wegen der Gefahr, die mit seiner Bestellung verbunden war. Die Verschworenen waren nämlich größtentheils sehr arme verschuldete Leute, von denen kaum Einer oder der Andere einen sogenannten dicken Pfennig zur Beisteuer entrichten konnte. Kilian Meyer sah sich genöthigt, um seinen Antheil bezahlen zu können, fünf Viertel Wein einem Brodbäcker zu Freiburg zu verkaufen und das daraus erlöste Geld, einen halben Gulden, dem Hauptmann zu übergeben. Konrad Enderlin aber weigerte sich dessen, da er es nicht vermöge; worauf ihm Kilian Meyer, von Zorn glühend, in der Versammlung zurief: „Du mußt's vermögen, kannst du doch deinem Junker die Steuer geben!“ Diese heftige Aufforderung veranlaßte den Angegriffenen zu erwidern: „Wohlan, nimm es diesen Weg, daß ich Steuer geben muß; so will ich eher sehen, daß ich sie meinem Junker gebe“, mit welchen Worten er davongieng.

Noch größere Schwierigkeiten verursachte die Bestellung des Fähnleins; wurde diese nicht höchst vorsichtig betrieben, so konnte schon dadurch das ganze Unternehmen verrathen werden. Joß Fritz fand es daher nöthig, einem in Freiburg völlig ungekannten Mitverschworenen, auf den er sich

aber verlassen konnte, die Einleitung der Sache zu übergeben. Dieser wendete sich an einen beim Prediger-Kloster wohnhaften Maler, Namens Friedrich, dem er nach vielen Umschweifen sein Ansinnen, ein Fähnlein mit einem Bundschuh zu erhalten, eröffnete. Der Maler erschrock aufs Bestigste und wies den Bauern mit der Ermahnung fort, ihn mit solcher Arbeit unbekümmert zu lassen und sich selbst vor so bösen Sachen zu hüten, damit er nicht gestraft werde. Zugleich setzte er den Rath von diesem Vorfall in Kenntniß. Da ihm jedoch der Bauer unbekannt war und er



Als der Maler eine nähere Angabe verlangte, gab Josß Fritz als Hauptgegenstand desselben den Bundschuh an; worauf auch dieser Maler sich erklärte, daß er nicht aller Welt Gut nehmen möchte, ein solches Fähnlein zu machen. Nun hielt Josß Fritz still und behauptete dem erschrockenen Künstler: „die Worte, die sie hier an ihn gestellt hätten, seien Niemanden, denn der Luft und der Erde geöffnet; und wo er, der Maler, ausplaudere, müsse es ihm zu schwer werden“. Hierdurch wurde der Maler noch mehr verwirrt und da er besorgte, es möchte vielleicht ein Anschlag auf



Holzchnitt von Hans Burgkmair aus Petrarca's Glücksbuch, Augsburg 1539.

daher nicht angeben konnte, wo ein so verderbliches Feuer loszubrechen drohe, konnte der Rath vorerst nichts thun, als die Umsassen insgeheim auffordern, ein fleißiges Aufsehen zu haben und die Stadt selbst in bessern Vertheidigungsstand setzen.

Unterdessen wurde Josß Fritz durch den ersten mißlungenen Versuch von seinem Vorhaben nicht abgeschreckt. Ein anderer Maler von Freiburg, Theodosius mit Namen, war eben damals in der Kirche zu Lehen mit Arbeit beschäftigt; diesen faßte nun Josß Fritz ins Auge. Er führte ihn nach einem fröhlichen Abendtrünke, in Gesellschaft des Altvogts von Lehen Hans Enderlin, in einen Baumgarten, wo er ihm eröffnete, daß ein fremder Gesell ein Fähnlein von ihm gemalt haben möchte.



ihn gemünzt sein, um ihm die Bezahlung, welche er an die Kirche zu fordern hatte, vorenthalten zu können, verschwieg er auch diesen ganzen Vorgang bis zur Zeit, da der Bundschuh schon von andern Seiten her den Stadthauptern angezeigt worden.

„So fern (fährt hier der Hauptbericht über diese Vorgänge fort) Josß Fritz nur einige Ehrbarkeit oder Gottesfurcht in seinem Herzen gehabt, so hätte er nun billig bedacht, wie er einst zu Bruchsal entwichen, wie ihm auch jetzt zum andern Male versagt worden, das Fähnlein zu malen, und damit solch sein unredlich boshaft Vorhaben zurückgeschlagen; aber er ist in dieser Erzbüberei ganz ertrunken gewesen und nun zum dritten Male zugefahren.“

Diesmal war er auch in seinem Unternehmen glücklicher. Auf einem neuen Streifzuge wußte er nämlich zu Heilbronn einen Maler zu beschaffen: er habe in einer großen Schlacht (darin er wirklich gewesen) versprochen, eine Fahrt gen Achen zu thun und dort unsrer lieben Frau ein Fähnlein zu bringen. Darauf solle neben einem Crucifix U. L. Frauen und St. Johannes Bildniß und unter demselben ein Bundschuh angebracht sein. Als auch dieser Maler wegen des Bundschuhes Argwohn schöpfen wollte und fragte, was damit gemeint sei, fuhr Josß Fritz treuherzig fort: er sei eines Schuhmachers Sohn aus Stein im Schweizerland, sein Vater halte auch Wirthschaft und führe, wie männiglich bekannt sei, einen Bundschuh im Schilde; damit man nun erkennen möge, daß das Fähnlein von ihm sei, wolle er seines Vaters Zeichen beifügen lassen. Mit dieser Antwort beruhigte sich der Maler und lieferte in Bälde das Fähnlein, das Josß Fritz nun freudig mit sich nach Lehen herauftrug.

Ein Mitverschworener, Jakob Hauser, bekannte im Gefängnisse, von dem Hauptmann gehört zu haben, nebst dem Crucifix und unser Frauen und St. Johann des Täufers Bildniß seien auch auf diesem Fähnlein noch der Papst und Kaiser und ein unter dem Kreuze knieender Bauersmann nebst einem Bundschuh und der Inschrift angebracht gewesen: „Herr stand (stehe) deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!“; auch Kilius Meyer wollte auf dem Fähnlein diese Vorstellungen gesehen haben und sich dabei erinnern, daß es auf der Rehrseite blau gewesen.

Die Verschworenen hegten große Erwartungen von diesem Bundeszeichen; denn sie hofften, der gemeine Mann würde, sobald nur einmal das Fähnlein flöge, ihnen von allen Seiten zufallen und ihr Unternehmen unterstützen.

Der Hauptmann trug es daher auch wie ein Heiligthum größtentheils selbst unter dem Brusttuche mit sich herum und in einer neuen Versammlung auf der Hartmatte wurde beschlossen, wenn dem Bunde Übels zustöße, das Fähnlein hinter dem Altvogte zu Lehen niederzulegen, wo es Jeder wieder finden könne.

Während der Abwesenheit des Hauptmanns waren auch die Zurückgebliebenen nicht müßig

gewesen. In besonderen Zusammenkünften verabredeten sie sich, in Freiburg selbst Anhang für ihr Unternehmen, und in jeder Kunst wo möglich Einen oder Zwei zu gewinnen, welche dann weiter werben würden. Namentlich erklärte Hans Stüdlin: er habe einen Vetter in Freiburg bei dem Brüderlin gefessen und Schwarz-Kaspar genannt, der wäre alt und seine Tage ein Kriegsknecht gewesen; wenn sie diesen bekommen könnten, würde er ihnen leicht einen großen Anhang verschaffen. Doch geht aus keiner Aussage hervor, daß ihre Vorschläge wirklich ins Leben getreten und von Erfolg gewesen sind.

Überhaupt war jetzt die Verschwörung dem Punkte ihrer Reife nicht mehr ferne und die Verschworenen schwankten nur in ihren Meinungen, welche Stadt, ob Freiburg, Breisach oder Emdingen man zuerst überfallen solle. Man verschob die Entscheidung bis zur nächsten Kirchweihe zu Biengen (Sonntag, 9. Oktober), wo sich, ohne Verdacht zu erregen, die Verschworenen in großer Anzahl versammeln und vielleicht sogleich das Fähnlein fliegen lassen konnten.

Mit den Elsäßern war schon im Voraus verabredet worden, daß sie, sobald die Verschwörung im Breisgau zum offenen Ausbruch käme, bei Burgheim den Rhein übersetzen und dem diesseitigen Haufen zufallen sollten. Zugleich schickte man Abgeordnete den Simonswald hinauf, um über den Schwarzwald hin zu werben; auch nach Freiburg schlichen sich fortwährend geheime Kundschafter, welche die Hut der Thore und Thürme besichtigten und nach Lehen verriethen.

Ja ein verwegener Bettler warf sogar in dieser letzten Zeit Feuer in ein Haus oder in einen Stall zu Freiburg, damit die Bürger dahin zusammenlaufen und die Bundschuhler bei vernachlässigter Thorhut ihren Anschlag um so leichter ausführen möchten.

Man war übrigens fest entschlossen, das ganze Vorhaben, sobald sich die Haufen versammelt hätten, kaiserlicher Majestät schriftlich zu eröffnen; und falls es deren Genehmigung nicht erhalte, zu den Schweizern zu rücken. Damit stand wohl auch die vorgeschlagene Änderung des Fähnleins in Verbindung; die Meisten stimmten nämlich dafür, das weiße Kreuz abzuthun und einen Adler darauf malen zu lassen.

Allein jetzt war auch der Zeitpunkt gekommen, in welchem die Verschwörung plötzlich aufgedeckt und unterdrückt wurde.

Hatte gleich Freiburg, nach Versicherung der Berichte, schon früher Erkundigungen eingezogen, so scheint es doch bisher nur unbestimmte Andeutungen, und Markgraf Philipp von Baden erst zu Anfang des Oktobers (1513) die ersten zuverlässigen Eröffnungen durch Hans Mantz von Wolfenweiler und Michael Hanser von Schallstadt erhalten zu haben. Zu gleicher Zeit kommen auch in den Rathsbüchern der Stadt Freiburg die ersten Spuren des Bundschuhes vor. In der Sitzung vom 3. Oktober finden sich nämlich Gallin Mantz und Martin Zimmermann, beide von Wolfenweiler, mit dem Zusätze: „daß sie vom Bundschuh wissen“, eingetragen. Ob der Rath diese Nachricht durch den Markgrafen oder auf einem andern Wege erhalten habe, ist nicht beigefügt. In der nämlichen Sitzung wurde noch Mehreres wegen des Bundschuhes verabredet und vor Allem erkannt, das Nöthige zur Sicherung der Stadt zu thun. Die Thürme wurden mit Büchsen und Leuten versehen und den Thorschließern aufgetragen, stets mit Harnisch und Gewehr bei der Hand zu sein und auf Bescheid der Herren zu warten. Unter jedem (äußern) Thore wurden zwei geharnischte Wächter, unter dem (innern) Predigerthore einer aufgestellt. Zugleich brachte man auf den Fünften die Sturmordnung in Erinnerung. Die Neuenburg und die Schneckenvorstadt erhielten eigene Fahnen, bestimmte Hauptleute und Versammlungsplätze; auch mehrere Waibel wurden ernannt.

Den Bauern, welche jetzt mehr als je ihr Hauptaugenmerk auf Freiburg richteten, entgingen diese Vorkehrungen nicht. Noch desselben Tages verbreitete sich zu Lehen die Nachricht, der Bund sei ausgekommen und Freiburg gewarnt worden; worauf mehrere Verschworene zur Bettzeit auf der Hartmatte zusammen kamen, und, nun eben so feig und unentschieden als bisher hinterlistig, ihren Handel ganz zu unterdrücken sich entschlossen. In Abwesenheit des Hauptmanns nahm Kilius Meyer allen Gegenwärtigen das Gelübde der tiefsten Verschwiegenheit über Alles ab, was je von ihrem Handel verabredet worden.

Ohne Zögern setzte nun Markgraf Philipp auch die kaiserliche Regierung zu Ensisheim in Kenntniß, gab ihr den Rath, den zwei Abgeordneten, welche den Bundschuh über den Wald ausbreiten sollten, den Weg zu unterreiten, und erklärte sich bereitwillig, die schuldigen Unterthanen seines Vaters sogleich einzusetzen; wobei er jedoch besorge, daß ihrer Viele flüchtig würden. Auch von Freiburg aus gingen insgeheim Boten an die benachbarten Städte.

Bürgermeister und Rath von Neuenburg danken schon des folgenden Tages für die getreue Warnung, die sie zu hohem Dank empfangen, mit dem Erbieten, dieselbe in gleichen und andern Fällen freundlich zu erwidern. Zugleich erwähnen sie einer, ihnen von Rötteln her zugekommenen Nachricht, daß sich eine große Versammlung der Bauern in einer der nächsten Nächte zu Thiengen, Biengen oder Menggen, oder vielleicht in allen drei Dörfern einfinden werde, ohne daß man wisse, wohin sie sich fürs erste zu wenden gedente. Auch dürften den Herren der Regierung zu Ensisheim diese Vorgänge unverborgten sein, da Hans von Schönau und Blicker Landschad noch Nachts spät den Rhein übersezt und es merken lassen, diese Sachen anzubringen.

Offenbar hieng nun bei dem völligen Mangel an stehenden Truppen in diesen Gegenden, von der Haltung Freiburgs das meiste ab, durch furchtloses und kräftiges Einschreiten der androhenden großen Versammlung aller Verschworenen vorzubeugen und der Rädelsführer habhaft zu werden. Glückte gleich Letzteres der Stadt nur unvollkommen, so scheint ihr doch das Erste gelungen zu sein. In einem nächtlichen Ausfalle rückten nämlich, wie eine Chronik erzählt, 200 bewaffnete Bürger nach Lehen und bemächtigten sich mehrerer Verschworenen. Obgleich die Bedeutenderen unter diesen schon geflohen waren und ihren Weg, wie ihr Hauptmann und sein Gehülfe Hieronymus, in die Schweiz eingeschlagen hatten, so scheinen doch noch Josf Fritzzen Frau, der Altvogt Enderlin und einige Andere in die Hände der Bürger gefallen zu sein. Des folgenden Morgens wurde auch Marx Stüdlin von Münzingen aus der Dorfkirche, wohin er sich geflüchtet hatte, hervorgezogen und eingesetzt.

Auf gleiche kräftige Weise schritt auch der Markgraf ein und übersandte schon unterm 12. Oktober Matern Weinmann's von Mengen Aussage mit der Bitte, ihm gegenseitig die Namen der gemachten Gefangenen mitzutheilen. Er fügt diesem Briefe unter Anderm bei, daß Marx Stüdlin, der nun zu Freiburg sitze, dem Weinmann eröffnet habe: der Vogt im Glotterthale, auch Clevi Jäcklin von Muzzingen und Viele am Kaiserstuhle und in der March seien in der Sache verwickelt, er habe aber doch keinen vom Kaiserstuhle oder aus der March mit Namen nennen können.

Auch von Straßburg und Villingen kamen bald (15. und 16. Oktober) höchst theilnehmende Schreiben, wovon besonders das Letztere durch seinen herzlichen Ton anspricht, aber zugleich beweiset, wie die Aufregung des Volkes schon über den Wald sich zu verbreiten angefangen hatte.

Sogar Schlettstadt wendete sich in diesen „wildem Läufen“ (unterm 18. Oktober), gewarnt durch hohe Personen, in ängstlichem Tone an Freiburg und bat um beruhigende Nachrichten.

Die Verfügungen der kaiserlichen Regierung zu Ensisheim auf die ihr von Seite des Markgrafen gemachten Mittheilungen erfolgten höchst langsam. Erst unterm 13. Oktober, als bereits die entscheidenden Schritte geschehen waren, ließ sie ein allgemeines Mandat gegen die Bundschuhler ausfertigen, das den 18. Oktober zu Freiburg ankam.

Der Stadtschreiber daselbst bemerkte deshalb auf der Abschrift, die er davon zu nehmen hatte: „wäre vor zehn Tagen wohl gekommen“.

Um so erfreuender war für Freiburg die Zuschrift aus Basel vom 22. Oktober, worin die Gefangenenehmung zweier der bedeutenderen Verschworenen, des Kilius Meyer und Jakob Hauser, gemeldet wurde. Beide waren, noch zeitig genug gewarnt, von Lehen entwichen, und zu Sewen ob Basel mit Josß Fritz, dem Bäckerknecht Hieronymus und Augustin Enderlin zusammengetroffen. Von hier hatten sie sich auf den Tag nach Zürich begeben wollen, waren aber auf dem Felde zwischen Sewen und Liestal gefangen worden, während der Hauptmann und die Übrigen entranen.

In Bälde schickten zur Beschleunigung des Urtheils über diese Gefangenen sowohl die kaiserl. Regierung, als die Stadt Freiburg Gesandte nach Basel, welche dem dortigen Rathe den ganzen Handel des Bundschuhes erläutern und ans Herz legen mußten. Endlich erfolgte auch unterm 22. Dezember die Verurtheilung beider Unglücklichen, anfänglich zur Art, nachmals aus Gnade zum Schwert.

Mit größtem Eifer war inzwischen auch die Spur des entflohenen Bundschuh-Hauptmannes und seiner Mitgesellen sowohl von Seite der Regierung als von Seite Freiburgs weiter verfolgt worden.

Zu gleicher Zeit (22. Oktober) trafen der kaiserl. Rath Rudolph von Blumeneck und die Rathsbotschaft von Freiburg zu Schaffhausen ein, und trugen hier ihre Werbung dem Rathe vor. Die Folge davon war, daß noch desselben Tages Augustin Enderlin und Thoman Müller, beide von Lehen im Gebiete dieser Stadt ergriffen und gefänglich eingebracht wurden.

Josß Fritz hatte auch hier sich glücklich durchzuhelfen gewußt, und trieb sich nach spätern Berichten mit noch Einem (wahrscheinlich seinem treuen Gehülfen Hieronymus) in der Gegend von Zurzach umher.

Gegen die Gefangenen gieng man nach übereinstimmenden Grundsätzen mit der abschreckendsten Strenge zu Werk. Der Altvogt Hans Enderlin, sein Sohn, Konrad Brun, Ciriak Stüblin und Marx Stüdlin wurden geviertheilt; dem Matern Weinmann und andern minder Schuldigen wurde der Kopf abgeschlagen.

Bernhard Enderlin verlor das vordere Gelenke an den Schwurfingern; ebenso später Simon Stüblin von Lehen der zu Waldkirch gefangen saß. Vom Elsass her fehlen die Berichte, aber ohne Zweifel traf sie dort dasselbe Loos. Denn als man zu Gunsten der Verschworenen das Gerücht auszustreuen sich bemühte, kaiserl. Majestät habe befohlen, künftig keinen Bundschuhler mehr einzuziehen und an Leib oder Leben zu strafen, ohne vorerst bei derselben die Anzeige gemacht zu haben: erklärte die Regierung zu Ensisheim dieses Vorgeben für eine Lüge, und machte unterm 16. November neuerdings den

Willen und die Meinung des Kaisers bekannt, daß jeder Bundschuhler allenthalben gefänglich eingezogen, peinlich erfragt, dann vor Recht gestellt, auf sein Bekenntniß angeklagt, und nach aller Strenge an Leib und Leben gestraft werden solle.

Schon einige Tage zuvor, ehe die Regierung diese Bekanntmachung erließ (Sonntag den 13. Nov.) hatte der Rath zu Freiburg sämtliche Zünfte zusammen berufen, um ihnen in einem ernstlichen Vortrage die ganze schändliche Verschwörung des Bundschuhes von Anfang bis zu Ende vor Augen zu stellen, und Jeden aufs schärfste abzumahnern, dieselbe in Scherz oder Ernst mit Wort oder That in Schutz zu nehmen. Zugleich wird beigefügt, daß der Rath am Gehorsam und an der Willfährigkeit der Bürger in diesen Sachen großes Gefallen trage, und bereits ein ausführlicher Bericht über alle bisherige Vorfälle an den Kaiser selbst abgegangen sei.

Mit voller Beruhigung konnte die Stadt der landesherrlichen Antwort entgegensehen, da sie bei ihren Maßregeln die Umsicht, Kraft und Gerechtigkeit bewiesen hatte, welche nöthig waren, um nicht nur augenblicklich eine schon zum Ausbruch reife Verschwörung zu unterdrücken, sondern auch die bereits im Allgemeinen höchst aufgeregten, unruhigen und neuerungsfüchtigen Gemüther vor ähnlichen Unternehmungen zurückzuschrecken.

Unterm 23. Dezember traf endlich das Schreiben ein, welches die vollste Zufriedenheit des Kaisers mit allen Vorkehrungen so wie mit der bewiesenen Anhänglichkeit und Treue Freiburgs ausspricht, und für die Stadt nicht minder ehrenvoll als höchst ermunternd wurde. Wie mußte es ihre Liebe für den verehrten Maximilian vermehren, der nun zwar ferne die Neige seiner Tage durchlebte; den sie aber oft als ritterlichen Prinzen beherbergt, als mildesten Landesvater verehrt, und endlich im Glanze des Reichstages in ihren Mauern bewundert hatte!

So strenge Gerechtigkeit Freiburg gegen die eingebrachten Gefangenen ergehen ließ, so mild bewies es sich wieder gegen die reuigen Gemeinden von Lehen und Berzenhausen, denen es aufs neue im nächsten Maimonat den Waidgang auf

seinem Grund und Boden gegen die altherkömmliche Anerkennung des städtischen Eigenthums durch einen Schilling = Pfening und ein Zuhn verlieh. Doch sollte auch, und mit vollstem Rechte, die bössartige Verslossenheit dieser Gemeinden gegen ihre Wohlthäterin, die Stadt, nicht ganz der Vergessenheit übergeben werden. Noch unterm 7. Dez. 1513 verfügte der Rath: „daß die von Lehen und Berzenhausen, zum Gedächtniß, daß der mörderische Handel bei ihnen entsprungen, und sie doch die Stadt nie gewarnt, fernerhin kein Gewehr länger als eine halbe Elle durch die Stadthore hereintragen dürfen. Auch sollen die Zoller hievon unterrichtet, und diese Verfügung lediglich nie aberkannt werden.“

Hatten indessen auch die zweckmäßig ergriffenen und fortgeführten Maßregeln auflängere Zeit die Ruhe in diesen Gegenden befestigt, so brach dafür, wie aus einer weithin mit verborgener Glut unterzogenen Fläche, schon im nächsten Frühlinge dieselbe Flamme an einer andern Stelle aus.

Zu Schorndorf im Herzogthum Württemberg nämlich hatte schon seit einiger Zeit ein armer aber lustiger Geselle, Konrad genannt, eine Bruderschaft gestiftet, welche anfänglich weiter nichts als eine Veranlassung geben zu wollen schien, eines verschuldet oder unverschuldet kümmerlichen Lebens noch dadurch möglichst froh zu werden, daß man dieses Leben selbst zum Gegenstande seines Scherzes machte. In der Regel wurden Leute ohne, oder von sehr geringem Vermögen in die Gesellschaft aufgenommen.

Man nannte sie von ihrem Stifter den armen Konrad, wobei man jedoch nicht vergaß, schon bedeutsamer mit dem Ähnlichklange des Wortes: „den Armen kein Rath“ zu spielen. An der Spitze der Bruderschaft stand ein von ihr erwählter Vogt, der dem Neuaufgenommenen einige Stücke Feldes am Hungerberg, in der Fehhalde oder am Bettelrain anwies. Die Regierung sah gleichgültig über diese scheinbaren Thorheiten hinweg, die jedoch immer zahlreichere Anhänger fanden. Die bedeutendsten darunter waren die Beutelspacher, und an ihrer Spitze ein verschwenderischer arbeitscheurer Mensch, Gaiß = Peter genannt, der bei vier unerzogenen Kindern ganz ohne Vermögen war, und eine sehr bittere aufrührerische Zunge hatte.

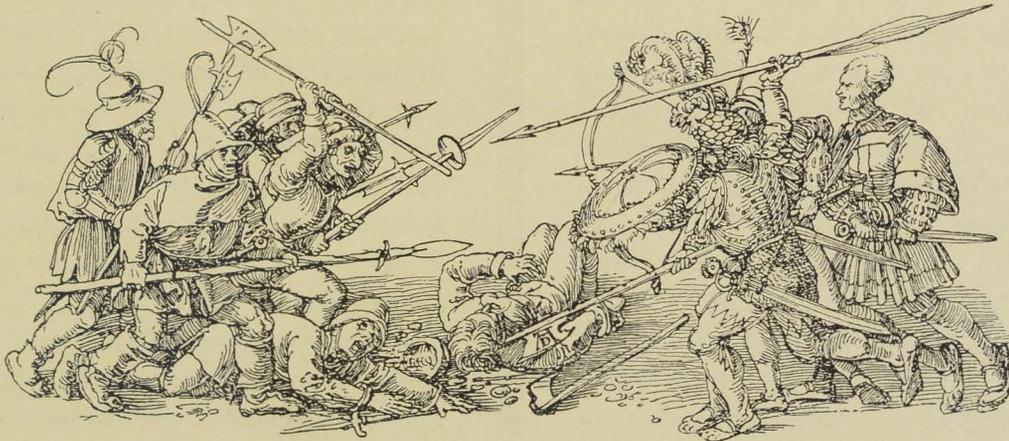
Bald nahm jedoch auch diese Verbindung eine höchst bedenkliche und gefährliche Richtung. Denn, als sich Herzog Ulrich zur Deckung seiner Schulden des Mittels bediente, Maß und Gewicht zu verringern, wagte es Gaiss-Peter am Osterabende (den 15. April), da man das neue Gewicht zum erstenmale brauchen wollte, mit seinen Gesellen in die Metzger seines Ortes einzudringen, einem derselben das neue Gewicht anzuhängen, und es unter Trommeln und Pfeifen der Reims zuzutragen, um hier nach alter Sitte an demselben das Gottesgericht der Wasserprobe zu üben.

Gleiches wiederholte er an andern Orten, wobei er sich rühmte, der arme Konrad zu seyn, und versicherte, wenn die Bruderschaft zusammen-

möge daher als freundliche und vertraute Nachbarin zu diesen Herrschaften und Wohnungen der Unterthanen ein treues fleißiges Aufsehen tragen.

Wie sehr diese Vorsorge des Markgrafen an ihrer Stelle war, zeigte sich bald; denn noch immer zogen verdächtige Leute unter mancherlei Nummereien umher. Bald gaben sie sich für Priester, Stationierer und Heiligthumführer aus, bald hatten sie ihre Gesichter übermalt, oder sonst unkenntlich gemacht, so daß ihr zahlreiches Erscheinen in den Gemeinden höchst bedenklich werden mußte.

Zudem drohte nun auch der arme Konrad seine giftigen Wurzeln ins Badische herüber zu treiben.



Aus Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians I.

zöge, würde sich bald mehr Volk zu ihm schlagen, da es an solchen Gesellen, die Güter im Zungerberg und in der Fehlbald besäßen, nicht mangle. Solche Vorgänge veranlaßten wirklich eine Menge von Zusammenrottungen, und einen allgemeinen Ausbruch der Unzufriedenheit, welcher nur durch die schleunigste Aufhebung des neuen Gewichtes und durch große Beschränkungen, die sich der Herzog auf dem nächsten Landtage gefallen ließ, gesteuert werden konnte.

Noch unterm 25. Juli 1514 schrieb Markgraf Philipp von Baden an die Stadt Freiburg, sein Oheim und Schwager Herzog Ulrich habe seinen Vater und ihn aufs ernstlichste um Hülfe gegen aufrührerische Unterthanen angesucht; worauf sie einen Beistand zu Fuß aus den Herrschaften Rötteln, Sausenburg, Badenweiler und der Markgrafschaft Hochberg abgehen lassen. Die Stadt

Die ersten Spuren desselben ließen sich zu Bühl und in der Umgegend bemerken. Wie jetzt allenthalben, war auch da der gemeine Mann unzufrieden und aufgereggt, und die leichteste Veranlassung genügte, ihn einem Verführer in die Arme zu werfen, den weiter nichts als die Unverschämtheit bemerkbar machte, mit der er seine Obrigkeit zu höhnen sich erfrechte.

Es war im Sommer 1514, als der herrschaftliche Vogt von Bühl die gewöhnliche Frohn im sogenannten Hartgraben anordnete. Die Pflichten erschienen zur gehörigen Zeit, nur ein gewisser Gugel-Bastian von Bühl traf mit einigen Gesellen erst um 10 oder 11 Uhr ein, als die Arbeit beinahe geschehen war. Er hatte die Stunden bis dahin im Wirthshaus gefessen, und sich ungeschert grobe Schmähungen gegen den Vogt und die Verfügungen der Regierung erlaubt. Einzelne Frohner,

auf welche die Arbeit verstärkt zurückfiel, fiengen an, über das lange Ausbleiben dieser Gesellen zu murren, und von Bestrafung zu sprechen. Kaum hörte Gugel-Bastian dieses, so flüsterte er mit den Seinigen zusammen, und die Frohner erhielten einen Wink zu schweigen, wenn sie sich nicht in blutigen Streit verwickeln wollten.

Leicht ließ sich voraussehen, daß ein solches Betragen nicht ungeahndet bleiben werde. Als daher Gugel-Bastian einige Tage darauf (Samstag nach Pfingsten) mit einem andern Bühler, Hans Degenhard, tagwerkte, war er neugierig, von diesem zu erfahren, warum doch der Bürgermeister und das Gericht beim Vogt so viel ein- und ausgingen, ob es sich vielleicht um das Frohnen im Hartgraben handle? Dieser erwiderte: er wisse es nicht, worauf Gugel-Bastian beifügte: er rathe dem Vogt, des Handels müßig zu gehen, denn wenn man einen von ihnen einsetze, so würden sie in den Thurm brechen und ihn wieder befreien; sie seien die Stärkeren und hätten schon ihren Anschlag gemacht.

Hiebei blieb es nicht, sondern Gugel-Bastian hatte sogar die Frechheit, mit etwa 62 seines Gelichters unter Trommeln und Pfeifen vor des Vogts Haus zu ziehen und ihn zu Rede zu stellen, ob er sie wegen des unterlassenen Frohnens angeschrieben habe oder nicht. Hierauf ging der Zug noch 2 Tage auf gleiche Weise unter Trommeln und Pfeifen umher.

Je größere Schuld Gugel-Bastian durch sein Betragen auf sich lud, desto mehr mußte es ihm daran gelegen seyn, seinen Anhang zu vergrößern und dadurch die Obrigkeit in Furcht zu setzen. Ein erwünschtes Mittel hiezu bot ihm der sogenannte Bluwelbach, der aus dem Bühlerthale hervorfliest, und als ein der Herrschaft seit den ältesten Zeiten eigenthümliches Bannwasser von dieser um einen bestimmten jährlichen Zins ausgeliehen wurde. Gugel-Bastian gab vor, dieser Bach sei ursprünglich eine Almende gewesen, und lud nun alle Anwohner, nah und fern ein, denselben in seiner Gesellschaft Mittwoch vor dem Fronleichnamstage (den 14. Juni) auszufischen. Jetzt zeigte sich besonders die Lust und Thätigkeit dieses Mannes in Durchsetzung bössartiger Entwürfe. Er selbst gieng von Nachbar zu

Nachbar, und suchte den Einen durch Lockungen, den Andern durch Drohungen zu gewinnen. Diesen versicherte er die Thalbewohner von Altschweier und Kappel seien sämmtlich auf ihrer Seite, und würden den Bach von oben herab, wie sie von unten hinauf fischen; der Amtmann von Stollhofen habe versprochen, mit 300 Mann Antheil zu nehmen, und selbst die von Achern würden zusiehen, sofern man ihnen zu Hülfe käme, die Mehlwage zu brechen und abzuthun: jenen, die in seinen Plan einzugehen sich weigerten, drohte er mit seinen Gesellen durch das Haus hin und her zu gehen. Auch andere unruhige Köpfe wirkten mit ihm; so zog Elsen-Bernhard mit Kreide einen Ring, alle, welche mit fischen wollten, auffordernd hinein zu stupsen. „Und, bekannte nachmals Gugel-Bastian selbst, ihrer haben viel gestupft, und sind nach Bühl gekommen.“ Der Vogt schlug, da er aller Hülfsmittel entblößt war, den vernünftigsten Weg ein, das Fischen ungehindert vor sich gehen zu lassen: „denn, versicherte Gugel-Bastian, hätte ihnen der Vogt das Fischen wehren wollen, so hätten sie nichts um ihn gegeben, sondern Gewalt gebraucht.“

Auch hiemit noch nicht zufrieden, sann Gugel-Bastian darauf, unter seinen Anhängern eine engere Verbindung herzustellen, und seiner Meuterei eine bestimmte Verfassung zu geben. Er wendete sich deshalb an den Bürgermeister von Bühl mit dem Ansinnen, die Gemeindglocke läuten zu lassen; denn es seien etliche Artikel, die man der Gemeinde vortragen müsse. Auf die Frage des Bürgermeisters, was es für Artikel seien? fügte Gugel-Bastian weiter bei: es werde sich um die neue Ordnung und das Rüggericht handeln; worauf der Bürgermeister entgegnete: jetzt könne die Gemeinde nicht versammelt werden, da sie theils zu Achern, theils auf dem Felde zerstreut sei; er solle sich bis des folgenden Tages gedulden, und indessen in dem Thale die Zeimbürger auffodern, ihre Beschwerden der Gemeinde von Bühl wissen zu lassen.

Kein Auftrag konnte Gugel-Bastian willkommener seyn, als dieser; er eilte deshalb von Zeimbürger zu Zeimbürger mit seiner Aufforderung, und wies schon im Voraus jeden darauf hin, was er für Beschwerden vorbringen solle. Gugel-Bastian

selbst scheint nichts Schriftliches zur Hand gehabt zu haben; doch geht aus einem besondern, den Zeugenausagen beigelegten Zettel hervor, daß sich die Wünsche der Unzufriedenen in folgenden Punkten vereinigten:

Erstens, so einem in seinem Weinberg ein Gewild schadet, soll er Macht haben, es zu scheuchen, zu schießen oder zu fangen, wie er's umbringen mag; und so er's umbringt, soll er's ohne zu freveln für sich selbst behalten dürfen, und nur wenn er will, dem Vogt davon verehren.

Zweitens, soll die neue Erbordnung, da ein Ehegemahl das andere nicht erben soll, abgethan seyn.

Drittens, so einer eine schwangere Frau habe, soll er auch ungefrevelt ein Essen Fisch aus dem Bach fangen dürfen.

Viertens, soll man den Zoll zu Steinbach und Bühl nicht anders zu geben haben, als wie vor Jahren: nämlich vom Suder 5 Pfenninge, da man jetzt 6 Plappart gebe. Und so einer einen Vierling oder etwas Wein in das Ried führe, um ihn in seinem Hause zu trinken, davon soll er eben so wenig Zoll geben, als von der Frucht, die er aus dem Ried führe, um sie im Herbst durch Wein zu entgelten.

Fünftens, wolle man den Futterzaber ringern, und fernerhin nicht mehr so viel geben als bisher.

Sechstens, soll das Rüggericht nicht so scharf seyn; namentlich ein guter Nachbar den andern in brüchigen Händeln nicht mehr also angeben müssen, wie bisher.

Siebtens, sollen die Gültbriefe, deren Zinse dem Hauptgut gleichgekommen, abgethan seyn.

Achtens, wollen sie nicht mehr im Graben frohnen; es sei denn, man überlasse ihnen die Weide darin um den Zins, der jetzt davon fällt.

Noch mehr verfehlte sich Gugel-Bastian durch seine von ihm selbst gestandene Versuche, einen armen Konrad zu bewerkstelligen.

Er hatte hiezu eine abgelegene Stelle am sogenannten Zessenbach gewählt, und daselbst seine Genossen auf den ersten Sonntag nach Pfingsten gegen Einbruch der Nacht versammelt. Voll Selbstvertrauen und blinder Zuversicht, daß ihm sein Unternehmen nicht mißlingen könne, trat

er hier auf, und begann mit den Worten: „Plan ihr Gesellen; ihr habt gesehen und gehört, wie ich mit dem Vogt geredet, nun will ich der arme Kuntz (Konrad) seyn!“

Darauf zog er einen Ring, und begerte von den Anwesenden, jeder solle ihm die Treue geben, mit ihm zu genesen und zu sterben; dann wollten sie die neuen Ordnungen und das Rüggericht aufheben, und auch das Recht mit dem Bach und dem Fischen wieder in alten Stand bringen.

Da jedoch diese erste Aufforderung keine günstige Aufnahme fand, und vielmehr in diesem entscheidenden Augenblicke jede Zunge gelähmt schien; glaubte Bastian ein leichteres Zeichen zum Ausdruck der gemeinsamen Zustimmung verlangen zu müssen, und fuhr deßhalb fort: „Wem dieses Unternehmen gefalle und lieb sei, der solle eine Hand aufheben!“ Einige thaten es, andere nicht.

Diese Unentschlossenheit von Vielen der Anwesenden scheint den Sprecher betroffen gemacht, und ihn zu dem weitern für ihn sehr ungünstigen Vorschlage veranlaßt zu haben, zwei Männer, einen von Bühl und einen von Altschweier, zu ziehen, welche ihm rathen sollten, wie er sich zu halten habe. Zwar gieng der Erstere, Luden Klaus, ganz in Bastians Gemüthung ein, und trug mit demselben übereinstimmend vor: „man müsse demnächst gen Achern ziehen und daselbst die Wage zerschlagen, so würden alsdann die von Achern, vierhundert stark, mit ihnen herabziehen und den Bach fischen helfen, wie sie bereits dieser Sache miteinander einig geworden wären.“ Allein der zweite dieser Gewählten, Jünger Bernhard, zerstörte ganz den Eindruck wieder, welchen seines Vorgängers freche Ermunterung gemacht haben mochte; indem er versicherte: „ihn dünke der ganze Handel nicht gut, und es wäre wohl besser, vorerst ihrer Beschwerden halb ihrem gnädigen Herren und dem Vogt ein gültliches Ansuchen zu übergeben.“

Auf diesen besonnenen Rath scheint sich auch die damalige Versammlung aufgelöst zu haben. Wenige nur ihrer Leidenschaft Gehör gebende unruhige Köpfe blieben bei Bastian zurück, und sahen sich bald so verlassen, daß Bechten-Wolf voll Grimm ausrief: „Will es so zugehen, so bleiben unser nicht viele bei einander; wir wollen

aber Einen gewöhnen, daß sich der Andere daran stoßt, wir wollen Einem einen Degen oder eine Hellebarde durch den Leib stoßen!“

Auch Bastians Lockung, mit ihm einen freundlichen Schlaftrunk zu Ottersweiler zu nehmen, scheint nicht gefruchtet zu haben.

Doch war hiemit die Sache nichts weniger als abgethan, und Gugel-Bastian brachte bald in Erfahrung, daß sich auch Conrad von Altschweier als armen Buntzen aufwerfe.

Bei diesen höchst bedenklichen Vorfällen und Aufregungen sah sich Markgraf Philipp genöthigt, durch plötzliches Einschreiten mit bewaffneter Hand die ausgleitenden Unterthanen wieder zur Besinnung und Pflicht zurückzuführen.

Er ließ daher von seinen Truppen Bühl überfallen, und Mehrere von denjenigen, welche sich besonders verdächtig gemacht hatten, einsetzen. Gugel-Bastian entfloh, und mag sich einige Zeit in der Irre umhergetrieben haben, bis er den Freiburgern in die Hände fiel, und von ihnen gefangen genommen wurde. Schon unterm 16. August dankt der Markgraf der Stadt Freiburg für die ihm durch Gugel-Bastians Gefangennehmung bewiesene Freundschaft, und meldet ihr zugleich, wie ihn angelangt habe, daß sich an demselben Tage, da er zu Bühl eingefallen, Bastian oder von seiner Gesellschaft und Andere von fremder Herrschaft auf achthundert, bei einem Dörfchen ob Achern, Onspach genannt, hätten versammeln und rathschlagen wollen; welche Versammlung nun durch seinen Einfall verhindert worden sei.

Zehn Tage später (den 26. August) wurden vor dem Gerichte zu Bühl die Zeugen gegen Gugel-Bastian abgehört, und ihre Aussagen nach Freiburg geschickt; die Geständnisse des Gefangenen stimmen damit vollständig überein. Beide Aktenstücke giengen nun auch an den Markgrafen, der unterm 12. September die Stadt Freiburg bitter, „sie möge von Obrigkeit wegen gegen Bastian gebührende Strafe, wie diese nach Gelegenheit der Sache ziemlich und recht erscheine, verfügen, und sie nach bestehender Ordnung, so seine Hausfrau Kindes genesen, vollziehen lassen, damit das Uebel gestraft werde.“

Unterm 5. Oktober wurde zu Recht erkannt, dem Gefangenen das Haupt abzuschlagen.

Hatte man nun gleich aufs Neue versucht, durch vereinigte Handhabung strenger Gerechtigkeit seinen Abscheu gegen jede aufrührerische Bewegung an Tag zu legen, und den gemeinen Mann dadurch, wo nicht zur Besinnung zu bringen, doch in Furcht zu erhalten: so schien man dennoch fortwährend mit einer Hyder zu kämpfen, deren da und dort abgeschlagene Häupter immer verdoppelt und gewaltiger emporstossen. Zwar bemerkt man nun die nächstfolgenden Jahre hindurch keine auffallenden gewaltsamen Bewegungen; aber die scheinbare Ruhe, welche man jetzt wahrnimmt, gleicht ganz der dumpfen Schwüle vor Gewittern, in welcher sich die Wolken immer mehr mit dem verderblichen Feuer laden, das dann plötzlich aus ihnen hervorbricht.

Das Herumziehen schlechten Gefindels währte fort, und mancher auf einige Zeit verschleuchte Bundschuhler kam wieder aus seinem Schlupfwinkel hervor und säete neues Unkraut. Auch Josß Fritz und einige seiner Gefellen ließen sich wieder blicken, anfänglich bei Zurzach, nachmals schienen sie im Dunkel wie giftige Schlangen auf dem Walde umhergeschlichen zu seyn.

Die Frau des Josß Fritz trieb sich, auf ihr Leugnen freigelassen und ein üppiges Leben führend, wohl nicht ohne Verbindung mit ihrem Manne, von Ort zu Ort.

Die Obrigkeit stand dieser Umzügler wegen in großen Sorgen, und vermuthlich waren sie es, welche im Sommer 1517 neue Versammlungen von Mißvergnügten auf dem Kniebis veranlaßten, die dem aufmerksamen Freiburg nicht entgingen.

Bisweilen fielen auch Einige der Gerechtigkeit in die Hände. So wurden mehrere zu Rötteln hingerichtet; einer der ärgsten Verräther, Mörder und Mordbrenner wurde von Breisach eingefangen, und mit dem qualvollsten Tode bestraft.

Höchst auffallen muß es auch, in einer zu Anfang des folgenden Jahres (1518) an den Kaiser selbst gerichteten Klagschrift der Bergleute zu Todtnau die Stelle zu lesen, daß sich in einem Zwiste der Bergleute und Bauern einer der letztern in offener Trinkstube die Aeußerung erlaubt habe: „sie (die Bauern) sollten sich nicht drücken lassen,

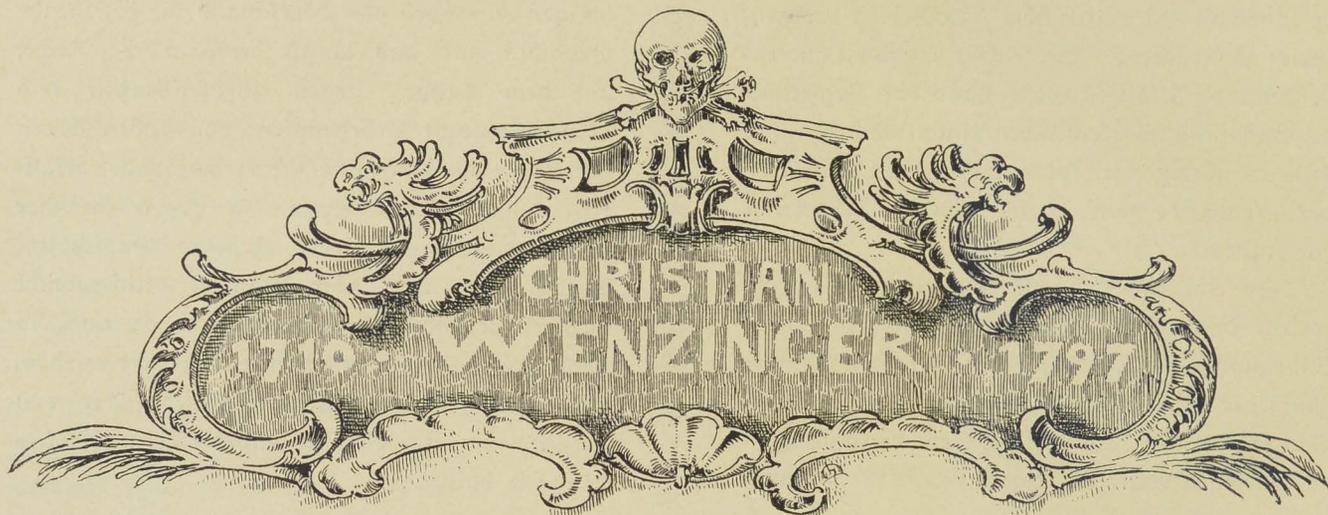
er wolle die Schweizer über das Gebirg bringen, wann sie wollten.“ Der Kaiser empfiehlt unterm 9. April d. J. diesen Gegenstand der Regierung zu Emsheim zur ernstlichen Untersuchung, und, falls es nöthig seyn sollte, und etwas Bedeutendes vorfiel, zum Berichte an die Regierung zu Inspruck.

So trat unter höchst beunruhigenden Vorzeichen das dritte Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts ein. Mit tiefer Besorgniß mußte ihm jeder entgegensehen, der nur in Etwas den Gang und die Richtung großer Erscheinungen zu würdigen verstand. Kaum vermochte sich noch



im ganzen Süden von Deutschland die bestehende Ordnung und das längst herkömmliche Recht, auf dem Lande, gegen Unzufriedenheit und Neuerungsucht zu behaupten; von beiden Seiten hatten die umwälzenden und verhindernden Maßregeln ihre höchste Spannung gegen einander erreicht; es waren zwei ungeheure Wagschalen, die sich zwar noch, aber kaum im Gleichgewicht hielten; fiel noch mehr Gewicht in die eine, so mußte die andere weit hinaufgeschleudert werden, und wilde Gesetzlosigkeit und jede Art von Frevel tobten im Gefolge unnennbaren Elendes entfesselt umher.





Von Karl Schäfer.

WÄRTZLE gebührt das Verdienst, die Würdigung der Kunst des deutschen Mittelalters angebahnt zu haben: im Jahre 1772 war es, wo der begeisterte Jüngling in bewußtem Gegensatz zu der unfruchtbaren Kathederweisheit der klassizistischen Kunsttheoretiker seiner Zeit die Gotik des Meisters Erwin v. Steinbach in seinem kernigen Aufsatz „von deutscher Baukunst“ verherlichte. Erst versportete man den jungen Eiferer, dann fing man an ihm zu glauben, und bald schwärmte das ganze Zeitalter der Romantiker für die deutschen Dome. Die Entwicklung des Geschmacks, die mit dieser That begann, im einzelnen hochinteressant und für unser Jahrhundert so bezeichnend, hat heute ihren Abschluß gefunden; nachdem man von der Gotik weiterschreitend die Renaissance als Stil entdeckt hatte, war es zu Barock und Rococo nur noch ein Schritt, der gemacht werden mußte, sobald einmal wieder Architektur und Kunstgewerbe neue Motive brauchten. Zur Geschichte des Rococo, der zuletzt erst zu Ehren gekommenen und deshalb noch wenig geschichtlich festgestellten Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, wollen wir im Folgenden einen Beitrag liefern mit dem Lebensbilde Christian Wenzingers.

Daß der Name eines Mannes von seiner künstlerischen Bedeutung erst noch in die Kunstgeschichte eingeführt werden muß, ist besonders heute schwer zu verstehen, wo jeder Tag die

Ereignisse des vorhergehenden zu verzeichnen gelernt hat, und man muß die ganze schwärmerische Begeisterung für die Zeit des „deutschen Stils“ in Rechnung ziehen, um zu begreifen, wie Prof. K. Schreiber, der sonst so umsichtige und zuverlässige Geschichtsschreiber unserer Stadt, einen Wenzinger mit so magern Worten abfertigen konnte (Geschichte d. Stadt fr. IV, p. 364).

In dem damals mit dem benachbarten Städtchen Staufen zur St. Blasischen Herrschaft gehörenden Dorfe Ehrenstetten war der Müller Joachim Wenzinger mit seiner Frau Maria geb. Würmblerin wahrscheinlich erst wenige Jahre ansässig, als ihm 1708 der erste und am 10. Dezember 1710 der zweite Sohn, unser Christian Wenzinger, geboren wurde. Das Taufbuch führt dann bis zum Jahre 1722 vier weitere Geschwister an, über deren Verbleib mir nichts bekannt ist; jedenfalls war die Familie mit dem Tode des Künstlers erloschen. Eine ansehnliche Wohlhabenheit des Vaters und eine früh und entschieden ausgesprochene Begabung des Sohnes müssen zusammengewirkt haben zu dem Entschluß des Jünglings, an die Academie nach Paris überzusiedeln; und durch die Ausführung dieses Entschlusses hat der Müllerssohn aus dem Breisgau bewiesen, daß er von vornherein die Absicht hatte, das Beste zu lernen, was seine Zeit ihm bieten konnte. Denn in Sachen des Geschmacks war Paris damals für ganz Europa tonangebend.

Nicht nur seine maßlose Prachtliebe, oft gesteigert zu unerhörter Verschwendung, sondern auch seine Staatsraison, die Grundsätze des Merkantilsystems, veranlaßten Ludwig XIV, der Kunst immer neue Aufgaben zu stellen, theils um sie durch den regen Wettstreit der Künstler zu fördern, theils um Geld unter die Leute zu bringen. Demselben Gedanken entsprang Colberts Gründung, die alle Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes umfassende Académie des beaux arts, eine Pflanzschule für die Künstler der folgenden Geschlechter und zugleich ein höchster Richtstuhl in Sachen des guten Geschmacks für ganz Europa. Als sich 1671 von dieser Anstalt eine selbständige Bauerschule loslöste, trat François Blondel an deren Spitze, der große Theoretiker, der mit seinem Cours d'architecture mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Kunst beherrschte.

Das Vorbild der Antike zu erreichen oder noch zu überbieten an Formenkorrektheit war das Ziel; die Professoren der Akademie lasen und kommentierten den Vitruv, kämpften gegen die „verkehrten und sinnlosen“ Schnörkel des italienischen Barock. (Nur Vasen und Trophäen sollen zur Dekoration der Fassaden verwendet werden, Säulen werden nur an Kirchen und Palästen geduldet u. s. w.). Daß Blondel auf diesem Wege der Antike auch nicht näher kommen konnte, als Corneille und Racine, ist leicht einzusehen. Immerhin geben wohlherwogene Verhältnisse seiner Architektur eine ruhige Vornehmheit, etwas von der theatralischen, ewig formgewandten Majestät des roi soleil.

Aus der Reaktion gegen diese nüchternen und wenig volkstümliche Kunst entstand das Rococo, der zierlichste, heiterste und zugleich ungezogenste unter den Stilen. Meissonnier gilt als sein Begründer, die Zeit des jungen, lebenslustigen Ludwig XV als seine Blütezeit. Die künstlerischen Grundsätze waren vollkommen andere geworden: man war zwar immer noch stolz auf das Vorbild der Antike, aber man entwarf nicht mehr weitläufige Schloßanlagen mit endlosen Fassaden, sondern gefällige Landhäuser; „der Sinn für das Heroische, für das gediegen Prunkhafte war abgestorben, der Mittelpunkt des höfischen Lebens in das Kabinett und Boudoir verlegt worden“.

An Stelle wohlherwogener, ruhiger Massen, nüchterner Gesetzmäßigkeit traten geschmackvolle Ungebundenheit, gefällige, heiter spielende Formen. Die gerade Linie selbst in der Grundrißanlage zu brechen oder durch eine Kurve zu ersetzen, an Stelle sparsamer Vornehmheit phantastischen Reichtum im Schmuck walten zu lassen, das waren die unerhörten Grundsätze der neuen Kunstweise, die, einmal zur Mode geworden, auch die erbittertsten Angriffe der Akademie überwand.*)

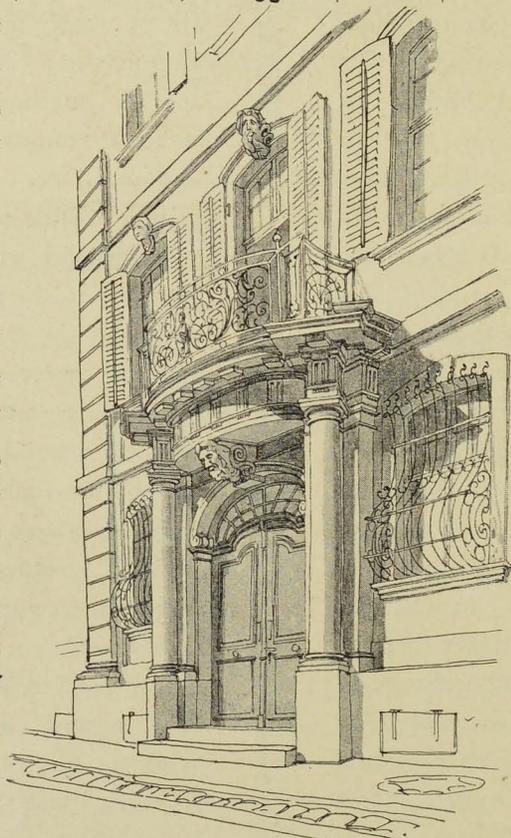
Diese Kunst fand der junge Wenzinger vor, als er wohl um 1730 nach Paris kam. Es ist anzunehmen, daß er sich von vornherein nicht auf ein einzelnes Kunstgebiet beschränkte; denn in der Vereinigung von Malerei und Plastik zum Schmucke der Architektur sah jene Zeit die höchste Leistung künstlerischen Könnens und die in Kupferstich veröffentlichten Sammlungen von Entwürfen einzelner Rococomeister beweisen, daß man ein Beherrschen der drei Gebiete vom Künstler geradezu verlangte. Sein erstes Ziel, die in keiner andern Stilperiode so wichtige und nöthige technische Sicherheit der Hand, muß Wenzinger schon bald erreicht haben, da noch während seines Pariser Aufenthalts von drei Preisen berichtet wird, die er sich an der Akademie erwarb. Nachdem einmal der große Wettkampf um die Louvre-Fassade unter den Künstlern Frankreichs und Italiens so heilsame Anstrengung aller Kräfte hervorgerufen hatte, bediente man sich dieser Concurrnzarbeiten in kleinerem Umfang offenbar auch unter den Schülern der Akademie, und es ist nicht unmöglich, daß diese Preise schon damals dem Sieger den Weg nach Italien öffneten, wo ja seit den Tagen Colberts schon eine Tochteranstalt der Académie royale sich befand.

Jedenfalls begab sich Wenzinger mit der Absicht, seine Studien zu vollenden, zu langjährigem Aufenthalt nach Rom. Ob er dort schon selbständig arbeitete, ist uns nicht bekannt;

*) Vgl. für diesen allgemeinen Theil: Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Klassicismus von Cornelius Gurlitt, Stuttgart 1888. Bd. II Frankreich. Springer: Der Rococostil, in den Bildern aus der neueren Kunstgeschichte. Schumann: Barock und Rococo mit bes. Bezug auf Dresden. 1885.

und die einzige Überlieferung über diesen Zeitabschnitt ist sehr bedenklich. Nicolai nennt nämlich in seiner gelehrten Reisebeschreibung unsern Meister einen „Bildhauer und Maler zu Freiburg, der sich in Italien im Malen nach Amiconi bildete“. Aber einmal zeigt sich der Gewährsmann an dieser Stelle überhaupt nicht glänzend unterrichtet über Namen und Lebensdaten des Künstlers, und dann ist in dem Leben des Malers Jac. Amiconi nichts bekannt von einem Aufenthalt in Rom, wohl aber, daß er erst in seiner Heimathstadt Venedig, dann im Dienste des Kurfürsten von Bayern in Schleißheim und sonst thätig war, 1739 nach London übersiedelte und 1752 als Hofmaler des Königs in Madrid starb;*) von einem Schulverhältnis zwischen den beiden Künstlern kann also nicht die Rede sein. Ob allenfalls Wenzinger die Werke Amiconis bewunderte oder studierte, bleibt für uns eine ziemlich müßige Frage, da seine Malerei offenbar das Durchschnittsmaß künstlerischen Könnens der Zeit nicht übersteigt. Wohl übte das Land Italien und die Kunst, die er dort kennen lernte, einen großen Einfluß auf den jungen Künstler: mögen seine reizenden Putten, die leichte, gewandte Zeichnung seiner Cartuschen immerhin französisch sein, daß er sich der übergraziösen, theatralischen Auffassung der französischen Plastik, die der urwüchsigen Natur des Deutschen wohl nie recht zusagen mochte, nicht ganz hingab, daß er in der Verbindung von Architektur und Plastik so selbständige Wege einschlug, geschah gewiß erst unter dem Einfluß des italienischen Barock, das im Grunde noch damals von dem Titanen Michel Angelo beherrscht wurde.

*) Vgl. Naglers Allgem. Künstlerlexikon. Übrigens hat S. A. Kraus die Worte Nicolais unverändert in den Text seiner badischen Kunsttopographie III aufgenommen, ohne die naheliegende Berichtigung zu geben.



Vom Haus zum schönen Eck, Zeichnung von C. Schuster.

Seine ersten größeren Aufträge führten Wenzinger nach der Schweiz. Es müssen umfangreiche und gelungene Arbeiten gewesen sein, die er hier ausführte; wenigstens gibt der Necrolog seines Freundes an, daß er durch seine Thätigkeit sein väterliches Erbe, welches den langjährigen Studien geopfert worden war, „zehnfach wiedergewann in der großbelohnenden Schweiz“. Welcher Art diese Werke und wo sie zu finden sind, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden; vielleicht standen sie in Zusammenhang mit der Person des Cardinals

und spätern Bischofs Rodt von Constanz, dem Wenzinger wohl damals schon nahestand. In den nordöstlichen Theil des Landes führt uns auch die einzig bekannte und wahrscheinlich letzte Arbeit auf Schweizer Boden: Um 1750, so heißt es in H. Süßlis allg. Künstlerlexikon (Zürich 1779 p. 708), verfertigte er die Gemälde der neuerbauten Abteikirche zu St. Gallen, in welcher Arbeit er sich der Beihülfe eines deutschen Malers gen. Wannemacher bediente. Und eine weitere Notiz lehrt uns dann, daß dieser die von Wenzinger angefertigten Entwürfe — Cartons — an Ort und Stelle ausführte.**) Eine derartige Theilung der Arbeit zwischen dem akademisch gebildeten Künstler, der seine Entwürfe versendet, und dem Handwerker, der sie aus-

führt, ist dem 17. und 18. Jahrhundert gleich geläufig: so versorgten Blondel und seine Nachfolger manchen deutschen Hof mit ihren Plänen, und so war es möglich, daß M. d'Ixnard, während er 1768–80 die Abtei St. Blasien erbaute, zugleich auch noch in Freiburg, Hedingen, Donauwörth und Coblenz thätig war.**)

*) Ich verdanke diese Mittheilung der Güte des Herrn Prof. Rud. Rahm in Zürich.

**) Vgl. Recueil d'Architecture, représentant en 34 planches, palais châteaux, hôtels, maisons de plaisance . . . exécutés tant en France qu'en Allemagne sur les dessins de P. M. d'Ixnard, architecte de S. A. Royale Électorale de Trèves, à Strassbourg 1791. Kupferstiche in folio mit einer Widmung an Martin Gerbert, Fürstbist von St. Blasien.

Vom ältesten
Friedhof

in Freiburg
i. B.



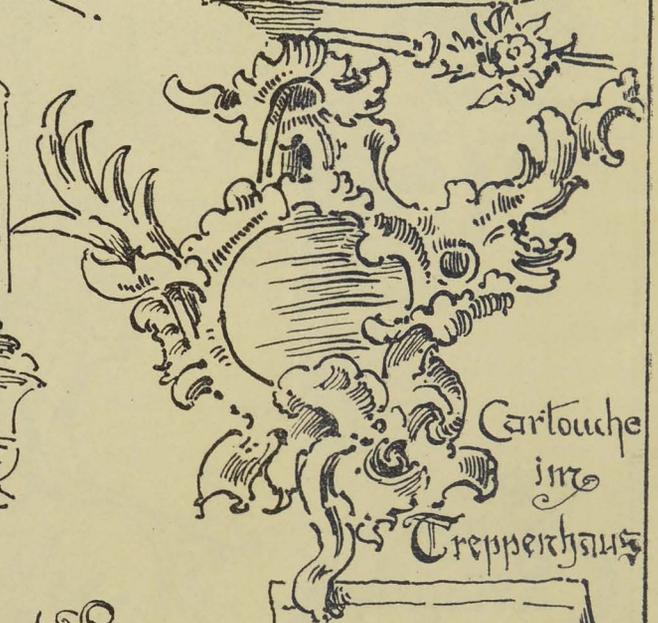
Grabdenkmal Chr. Wenzinger's.



Vase u.
Cartouchen
aus der
Friedhof-
Kapelle

Beilage zum Aufsatz über Chr. Wenzinger.

Schloß
des Frh. v. Gayling
in Ebnetz



Cartouche
im
Treppenhaus

Portal

Balken-
träger



Als Wenzinger die Ausführung der Innendekoration der Stiftskirche in St. Gallen übernahm, hatte er sich wahrscheinlich schon in Freiburg niedergelassen: in der Zeit von 1749 bis 51 leitete er den Neubau des freiherrlich von Sickingenschen Schlosses in Ebnet.

Nach dem Vorbild von Versailles schwärmte man jetzt nicht nur an den großen und kleinen Höfen Deutschlands, sondern auch in Freiburg für natürliche Behaglichkeit, *bienséance*; vor den Thoren der Stadt einen französischen Garten zu besitzen und ein kleines, wohlliches Landhaus drinnen, dessen Fassade natürlich nicht nach der Straße gehen durfte, wo man ganz still für sich sein konnte, das waren die schönsten Wünsche der Honoratioren. Freiherr Ferd. Seb. von Sickingen, damals der angesehenste Mann in der Stadt und Präsident der vorderösterreichischen Landstände, beauftragte also unsern Künstler mit der Verwirklichung dieses Gedankens. Ein schmaler, rechteckiger Hof wird einerseits durch einstöckige Ökonomiegebäude, anderseits durch die kahle Rückseite des Schlosses gebildet. Aus dieser springt in quadratischem Grundriß ein Anbau vor, in welchem die Doppelterre geschickt untergebracht ist. Die Zimmer der beiden Stockwerke sind an einem schmalen Gang aufgereiht, die Verbindungsthüren auf einander eingerichtet, so daß man die ganze Flucht der Zimmer übersehen kann. Gelegentliche Kartuschen und Profile im Innern zeigen eine ziemlich ungeschickte, handwerksmäßige Ausführung; künstlerischer Schmuck zeichnet nur den Mittelbau aus: im Erdgeschoß der eigentliche Repräsentationsraum, der *grand salon à l'italienne*, der sich mit einer Thür und zwei tiefgehenden Fenstern nach dem Park hin öffnet. Die Decke ist mit der lebendigen und noch sehr farbenfrischen Darstellung irgend einer Allegorie geschmückt*) und wird umrahmt von feingezeichneten Stuck-

*) Die recht geschickt ausgeführten Deckengemälde des Schlosses sind nicht, wie Schreiber angiebt, von Wenzinger, sondern von J. Gambs, „Kunstmahler aus Freiburg“, dessen Name mit der Jahreszahl 1750 an der Decke des Gartensaals zu finden ist, der außerdem die Tafel des St. Anna-Altars im Münster zu Freiburg um 1748 und wohl einige Zeit zuvor die Innendekoration der Kirche zu Ebnet im Auftrag derer von Sickingen ausführte. Eine Marmortafel in dieser Kirche giebt an, daß er 1751 starb.

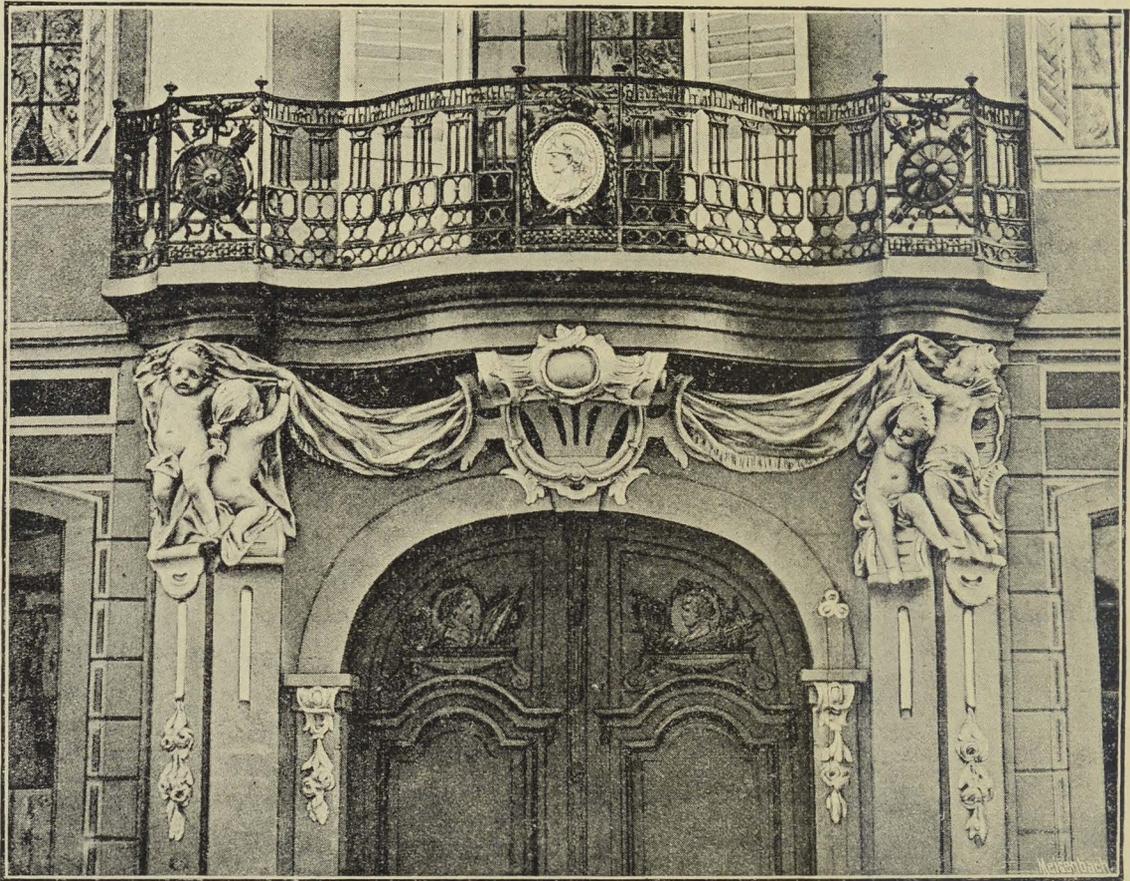
ornamenten und Medaillons in grün, gold und weiß. Der darüber gelegene Salon des oberen Stockwerks zeigt ähnlichen Schmuck, an der Decke Venus und Cupido. Entsprechend dieser Bevorzugung im Innern sind auch an der nach dem Garten gerichteten Hauptfront die drei mittleren Kreuzstöcke zu einem besonders hervortretenden Mittelbau zusammengefaßt. Ein Giebel mit den Reliefwappen der Sickingen und Greifenklau*) bekrönt ihn, ein Balkon mit originell erfundenem Stabgitter und flotten Trägern im Obergeschoß, parterre eine zweiarmige, von Vasen flankierte Freitreppe, die den Gartensaal mit dem Park verbindet, geben ihm einen lebendigen Schmuck, während die übrige Fassade ruhig und schmucklos verläuft. Der ausgedehnte Garten ist zum Theil heute noch geometrisch eingetheilt, so daß der Hauptweg gradlinig auf die Mitte des Schlosses zuführt; auch sein alter Schmuck ist ihm noch geblieben: Wenzingers überlebensgroße Statuen der vier Jahreszeiten. Schon an diesen können wir die künstlerische Eigenart des Bildhauers feststellen, obwohl sie zweifellos nur Werkstattarbeiten sind. Er ist selbständig, ja originell in in der Auffassung, breit und malerisch in der Ausführung, virtuos in der Behandlung des Gewandes. Frühling und Sommer sind graziose Rococodamen mit Blumengewinde und Garbe; der Herbst ein kräftiger unbekleideter Jüngling, der in nichts an die zopfigezierlichkeit der Franzosen erinnert; der Winter ein in besonders rücksichtsloser Breite ausgeführter Greis in Schneestiefeln und Pelzmantel. Daß der Künstler sich nicht scheute, brennende Holzscheite neben den Füßen des Alten anzubringen, zeigt, wie sehr die Verquickung von Malerei und Plastik und das Streben, die größten Schwierigkeiten mit virtuoser Technik zu bewältigen, den Sinn für das eigentlich Plastische verdorben hatte. — Im Jahre 1805 ging Schloß und Park samt dem übrigen ausgedehnten Besitz der Sickingenschen Familie um den Preis von 500 000 fl. an den Staat über,**) von dem es später die jetzigen Eigenthümer, die Herren von Gayling, erwarben.

*) Über die Verwandtschaftsverhältnisse der Sickingen vgl. den Aufsatz von Poinson im 12. Jahrgang dieser Zeitschrift.

**) Vgl. Abschrift der Verkaufsurkunde des Gr. L. A. im Grund- und Pfandbuch zu Ebnet.

Als wohlhabender Mann war Wenzinger nach Freiburg gekommen, um den Rest seines Lebens mit wenigen Unterbrechungen hier zu verbringen. Eine seiner ersten Arbeiten wird es also wohl gewesen sein, sich selbst ein gemüthliches Heim zu errichten. An der oberen (S.-O.) Ecke des Münsterplatzes erhebt sich sein Haus „zum schönen Eck“, das eigenartigste und merkwürdigste Architekturstück, welches der Meister

französische Vorbilder zurück. Origineller noch ist die Anlage des Innern: ein ovaler Raum von 6 zu 8 Metern an der Rückseite des Hauses enthält die Treppe, die an der Mauer im Bogen hinaufgeführt auf einen Umgang endigt, von dem aus man in die einzelnen Zimmer des oberen Stockwerks gelangt. So entsteht vom Boden des ersten Stockes bis zur Decke des zweiten ein offener Raum von überraschender malerischer



Von der ehem. Deutsch-Ordens-Comthurei zu Freiburg.

geschaffen hat. Ein durch gequaderte Pilaster markierter Mittelbau gliedert die dreigeschossige Fassade; der im Bogen vorspringende Balkon mit seinem fein gezeichneten Gitter ruht auf zwei toskanischen Säulen; die Schlußsteine der Fenster bilden humorvoll erfundene Masken, lebendige, derb charakterisierte Köpfe; über dem Mittelrisalit ruht ein jetzt kahler, geradliniger Giebel, dessen Feld nach dem Zeugnis eines im Haus vorhandenen, sonst wenig geschickten Modells eine Darstellung von Christus und der Samariterin enthielt. Die Verwendung der Malerei am Außern des Gebäudes und ebenso die Masken gehen nicht auf

Wirkung; die Decke selbst enthält eine in den letzten Jahren stark verblasste mythologische Darstellung umgeben von Musikantengruppen, die links und rechts auf Balkonen erscheinen, von Genien und Putten, die zum Theil in Sandstein plastisch ausgeführt wurden. (Vgl. die Abbildung am Schlusse des Aufsatzes.) Man könnte gegen die ganze Anlage einwenden, daß die Ausführung der Treppe bis zum ersten Stockwerk zu versteckt und wenig glücklich sei, und daß bei geradlinigem Grundriß des Treppenhauses die Zimmer geräumiger und geschickter hätten angeordnet werden können; aber wer wird es den Baumeistern des vorigen

Jahrhunderts verdanken wollen, daß sie Raumersparnis noch nicht für das erste Prinzip der Anlage eines Wohnhauses hielten?

Es war wohl damals, als Wenzinger sein stilles, wohnliches Heim vollendet hatte, daß er sich nach einer Lebensgefährtin umsah. Die Worte des Freundes, der in einer Anmerkung seines poetischen Nachrufs davon berichtet, sind für seine gefühls- und wortselige Zeit zu bezeichnend, als daß man sie übergehen dürfte. „Einmal nur in seinem Leben, so erzählt er, mit Heuratsgedanken behaftet, freiete er wirklich um die Hand der reichen Erbin Katharina Egg. Als diese ihm aber antwortete, sie habe an den Kranken im Spital schon der lieben Kindlein genug, und ihn zugleich einlud, jene an Kindesstatt mit anzunehmen“, da beruhigte sich Wenzinger und blieb ledig.

Genauere Zeitangaben über die Reihe seiner Werke, die bis zum Jahre 1770 hier entstanden, sind leider noch nicht gefunden, und die stilistischen Unterschiede sind nicht groß genug, um daraus eine Entwicklungsreihe aufbauen zu können. Die einzige Architektur, die in auffallendem Maße an berühmte Vorbilder erinnert, unter deren frischem Eindruck sie wohl auch geschaffen sein dürfte, ist die des Deutsch-Ordenshauses (jetzt Steueramt) in der Salzstraße. Bernini hatte zuerst in seinem Entwurf zur Louvrefassade die drei Stockwerke so vereinigt, daß er das Erdgeschoß als gequadrerten Sockel behandelte, auf welchem die Wandpilaster, die beide Stockwerke durchschneidenden Träger des Dachgesimses, ruhten. Das Motiv benutzte Wenzinger zum Entwurf der sehr ausgedehnten Straßenfront; die malerisch behandelten jonisierenden Kapitäle der Pfeiler tragen aber keine statuengekrönte Balustrade, wie bei Bernini, sondern einen malerisch geschwungenen Giebel, dessen Füllung ein Relief von Fahnen und Waffen bildet. Im Gegensatz zu den übrigen Baugliedern ist das Portal mit überaus feinem malerischem Geschmack decoriert, das reizendste architektonische Zierstück, welches aus des Meisters Hand hervorgegangen ist: die gerade Grundrisflinie wird durchbrochen durch die schräg vorgeschobenen Pilaster, welche den wenig vorladenden Balkon tragen; der Übergang zu diesem wird vermittelt

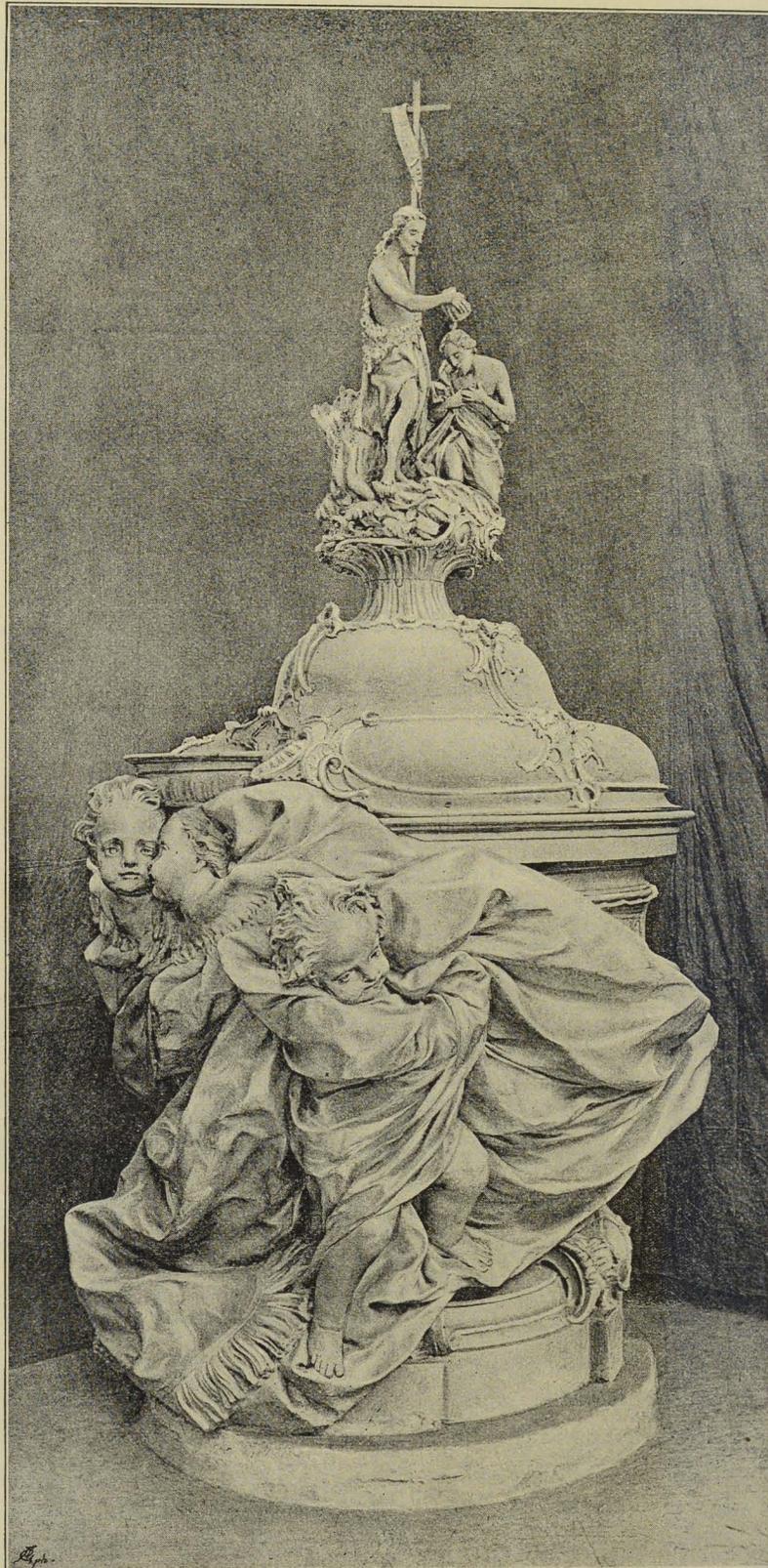
durch zwei Paare lustiger Putten, die den Bogen des Portals mit einer Tuchdraperie zu schmücken bemüht sind. (Die Abbildung giebt leider nur einen ungenügenden Begriff von dem malerischen Reiz der Gruppierung.)

Den endgiltigen Sieg des Bildhauers über den Maler und Baumeister brachte aber erst sein glänzendstes Werk, das allein schon im Stande sein mußte, ihm einen Platz in der Geschichte des Rococo zu erobern, der Taufstein in der Kapelle der Edeln von Stürzel im Chorumgang des Münsters. Das einfach modellierte Becken ist fast ganz eingehüllt in eine Decke, die drei prächtige Putten im Spiele darumgeschlungen haben, und aus deren Falten sie jetzt mit neckischer Unbeholfenheit die Köpfe hervorstrecken. Das Motiv ist dem vom Portal der Salzstraße verwandt, die Ausführung, diesmal zweifellos ohne Gehilfenhilfe geschehen, ist von weit größerer Weichheit und unübertrefflich in der malerischen Breite des Faltenwurfs. Über dem Becken ruht ein hölzerner Deckel*) mit leicht hingeworfenen Rococoranken geschmückt und gekrönt von einer geschickt componierten Gruppe der Taufe Christi.

Selbst die schlimmste Zeit zopfigen Naturalismus' im fünfzehnten Jahrhundert hatte so affectierte Übertreibungen im Gemüths Ausdruck der Köpfe vermieden, wie sie die überschwengliche Zeit des achtzehnten in der Plastik einführte. Daß er diese überschulden und überzierlichen, hohlwangigen Gestalten mit ihren nervös gespreizten Fingern, dies sinnlos Manierierte von seiner Kunst fernhielt, muß Wenzinger zu hohem Verdienst angerechnet werden; am meisten vielleicht bei seiner letzten plastischen Arbeit von größerem Umfang, dem Grabdenkmal des Generals von Rodt, der am 17. März 1743 gestorben war, nachdem er

*) Daß Wenzinger auch dieses Material geläufig war, dafür dürfen wohl die beiden Statuen der hlg. Barbara und Agatha in den Nischen der östlichen Vorhalle der Dorfkirche zu Ebnet angeführt werden, die auf seine Werkstatt zurückzugehen scheinen; der Holzkern ist mit einem Gipsgrund überzogen und in Weiß und Gold bemalt. In dieser Technik mögen auch die Arbeiten ausgeführt gewesen sein, welche nach Nicolais Angabe von Wenzinger in der 1768 niedergebrannten Kirche zu St. Blasien sich befanden; wenigstens erklärte das am besten ihr spurloses Verschwinden.

vierundfünfzig Jahre im Dienste Oesterreichs Offizier gewesen und es bis zum kais. Feldzeugmeister gebracht hatte. Da er sich weitere Verdienste um das Reich oder die Stadt Freiburg nicht erworben hatte, wäre er wohl nie mit einem so glänzenden Grabmal bedacht worden, wenn nicht einer seiner fünf Söhne Cardinal und Bischof von Constanz und ein sehr kunstliebender Fürst gewesen wäre. (Trenard entwarf in seinem Auftrage die Pläne für die Stuckverkleidung im Innern des Constanzer Münsters und war gerade im Begriff, ihm am Ufer des Sees ein Belvedere zu errichten, als der Bischof starb.) Diesem „Helden in der Kunst, Menschen zu töten“, wie der Nekrolog sich ausdrückt, errichtete also, allerdings erst mehr als zehn Jahre nach seinem Tode, Christian Wenzinger das Denkmal, welches an der Südwand des Münsterchors sich befindet. Über drei Meter über dem Boden ruht der Sarkophag, und die glatte Mauerfläche darunter ist nur geziert durch ein herabhängendes Löwenfell, auf dem die lateinische Inschrift angebracht ist. Darüber die trauernde Kriegsgöttin mit gebrochener



Taufstein im Münster zu Freiburg, Photogr. von Karl Günther.

Lanze, eine Putte das Wappenschild haltend und ein trauernder weiblicher Genius, hinter denen sich ein Obelisk mit dem Bildnis des Verstorbenen erhebt, gekrönt von einem kühn erfundenen schwebenden Engel mit der Posaune. Ein Vergleich mit dem wenige Jahre später entstandenen Werke Pigalles in der St. Thomaskirche zu Straßburg lehrt erst die Vorzüge dieser Arbeit kennen: der überflüssige Lärm, das störende, weil übertriebene Pathos ist hier zum mindesten bedeutend gedämpft, die Wirkung ist weniger aufdringlich, vornehmer, der Entwurf sinngemäß einfacher, die Ausführung technisch vollendet.

Außer diesen Hauptwerken, die ihm die bewundernde Verehrung seiner Mitbürger und vielleicht auch den Ehrenbürgerbrief eintrugen, scheint Wenzinger damals noch mehrere kleinere architektonische Arbeiten ausgeführt zu haben. So rührte vielleicht der ganze

Entwurf zum Neubau des adeligen Gesellschaftshauses „zum Ritter“ (jetzt erzbisch. Palais) von

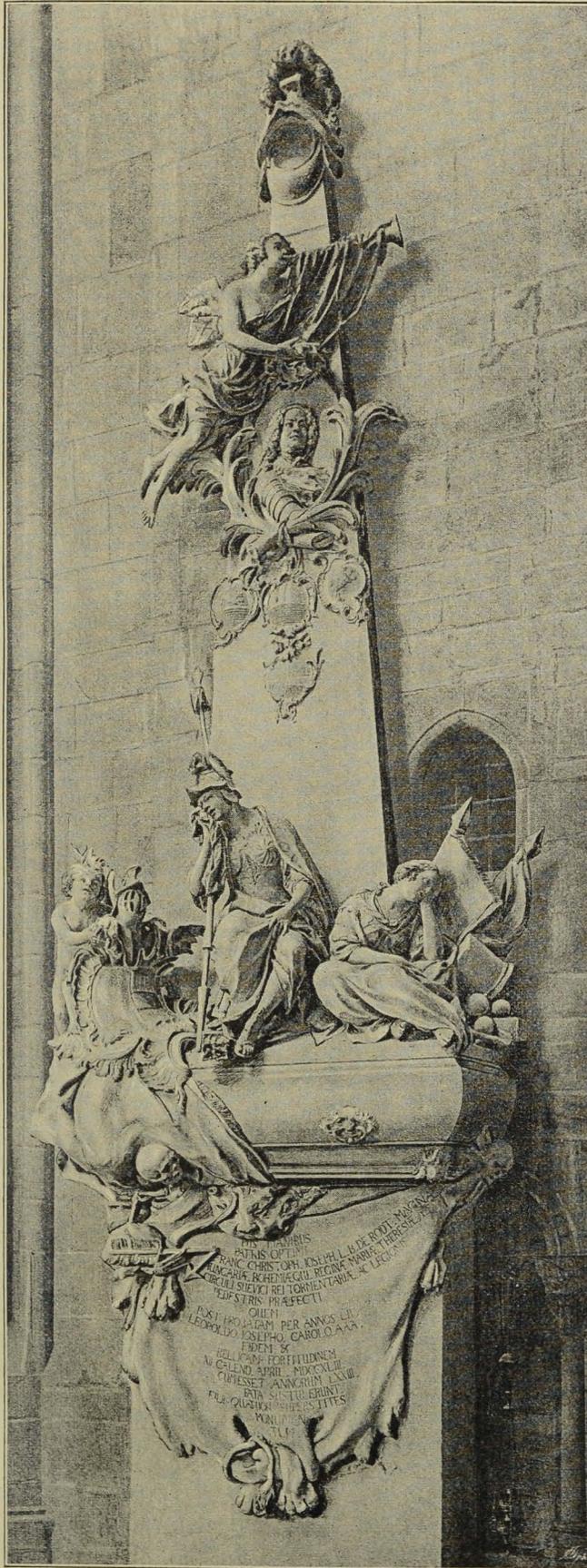


Entwurf zum Neubau des adeligen Gesellschaftshauses „zum Ritter“ (jetzt erzbisch. Palais) von

seiner Hand; wenigstens war der von der Restauration leider zerstörte Posaunenengel über der Balkonthüre mit dem des Rodtschen Grabmals fast identisch. Der übrige Bau hat jedoch noch weniger Merkwürdiges als das Haus Nr. 16 der Löwenstraße mit der zierlichen

Madonna im geschwungenen Giebelfeld des Mittelbaues, dessen Entwurf nach Zeit und Stilformen wohl auch auf ihn zurückzuführen ist.

Hier wäre auch die Stelle, die Frage zu entscheiden, in wie weit unser Künstler an der Ausschmückung der Capelle auf dem alten Friedhof beteiligt ist. Eine Chroniknotiz vom September 1753 bemerkt, daß damals mit der Kirche auf dem Gottesacker vor dem Christophlesthor zu bauen angefangen wurde, nachdem schon zwanzig Jahre zuvor der Chor errichtet und ein Priester dazu bestellt war; einer noch etwas spätern Bauzeit gehört endlich die noch deutlich als angebaut zu erkennende Vorhalle mit dem Tortentanz an. Daß der Maurermeister Hans Jörg, der 1753 genannt ist, die zum Theil ganz vorzügliche Innendekoration der Kapelle geschaffen habe, ist gewiß ausgeschlossen; vielmehr weist die sehr geschmack-



Denkmal des Generals von Rodt im Münster zu Freiburg.
(Phot. von Karl Günther.)

volle Gliederung der Decke, die geistreichen Bilder aus der Welterschöpfung und die kühnen Perspektiven in den beiden Mittelbildern und endlich ganz besonders die ungemein elegant gezeichneten Kartuschen auf eine vorzüglich geschulte, gewandte Künstlerhand, wie wir sie bei den Arbeiten Wenzingers kennen gelernt haben. Die angeregte Frage jedoch endgiltig zu entscheiden, scheinen mir stilistische Gründe allein nicht zu genügen. Die Thätigkeit des Bildhauers wird uns für diese Zeit noch durch einige Statuen illustriert; die an den Fassaden sonst schmuckloser Häuser sich erhalten haben. Die unstrittig beste darunter ist der hl. Joseph mit dem Christuskinde, der an der oberen Aufmannstraße gegenüber der alten Sapienz, dem damaligen Hospitals, sich befindet. Die gelungene Dekoration des Sockels durch Engelsköpfe kehrt sowohl bei der eleganten Madonna an dem Hause Kaiserstraße 138, als auch bei den Statuen, die den Aufgang zur Kirche in Ebringen flankieren, wieder. Auch unter den Grabmonumenten des alten Friedhofs finden sich einige im Entwurf an Wenzinger erinnernde Arbeiten, aber von so ungeschickter Ausführung, daß man sie höchstens seiner

Werkstatt zusprechen dürfte; die weitaus erfreulichste darunter, der 1885 in dieser Zeitschrift von C. Geres besprochene Grabstein des Professors der Medizin Staravasnig, stammt aus dem Jahre 1792 und darf deshalb kaum als sein Werk in Anspruch genommen werden.

Alle diese Arbeiten, die im großen ganzen sicher vor 1770 entstanden sind, geben uns das Bild einer rastlosen, angestregten Künstlerthätigkeit von drei Jahrzehnten, die wohl die Kräfte eines Mannes zu erschöpfen im Stande sein konnte. Daß Wenzinger nicht mehr auf der Höhe



Statue St. Josephs, Kaufmannstr. 15.
(Phot. von C. Ruf.)

seines Könnens stehe, ist unser erster Eindruck vor dem Werk dieses Jahres: es handelte sich für die Stadt darum, das große Ereigniß der Durchreise der österreichischen Prinzessin Marie Antoinette zu feiern, die im Begriffe stand, sich mit dem Dauphin und nachmaligen König Ludwig XVI. zu vermählen. Um dem Gaste zu gefallen, begann man der Stadt ein modernes Gewand zu geben; auf dem Münsterplatz wie in den Hauptstraßen wurden Erker und störende Vorbauten beseitigt, ganze Straßenfronten mit dem beliebten Weiß übertüncht. Von den drei Ehrenpforten, die von der Stadt, der Universität und den Ständen errichtet wurden, erhielt Wenzinger die letztere in

Auftrag. Sie stand in der Kaiserstraße, nahe dem damals noch gut gothischen Fischbrunnen und war in der Art des Constantinsbogens gedacht: zwei niedere Thore zu beiden Seiten, darüber allegorische Gemälde; in der Mitte das Hauptthor bekrönt von einer plastischen Gruppe: die beiden Verlobten in einem Wagen, der von einem schwebenden Genius gelenkt und von den Wappenthieren, Adler und Delphin, gezogen wird. Der Aufbau enthält wenig mehr von den gefälligen Formen des Rococo, die Bekrönung ist sehr unglücklich; immerhin kann man nicht entscheiden, wieviel von dieser Wirkung durch Zugeständnisse an den Geschmack der Auftraggeber oder gar durch die Unfähigkeit des Zeichners entstanden ist, aus dessen Kupferstich wir das Werk kennen.*)

Daß des greisen Künstlers Kraft immer noch großen Aufgaben gewachsen war, zeigt seine letzte monumentale Arbeit, die er im Auftrag des Fürstbists Martin Gerbert von St. Blasien vollendete. Nachdem ein großer Brand im Jahre 1768 das ganze Kloster samt den beiden Kirchen zerstört hatte, ließ der Abt nach den Plänen des eben von der Pariser Akademie gekommenen Lothringers M. d'Inard die ausgedehnte, großartig gedachte Anlage ausführen, die zum großen Theil heute noch steht. In der Mitte derselben liegt die Abteikirche, ein kuppelgekrönter Rundbau mit rechteckig sich anschließendem Chor. Trotz der Folgen des Brandes von 1874, der die ganze Kuppel zerstörte, ist das ganz in hellen Farben gehaltene Innere heute noch von glänzender Wirkung. Die nicht wiederhergestellte cassettierte Gewölbedecke ist in ihrer ursprünglichen Anlage aus Inards Recueil d'architecture noch deutlich zu erkennen; demnach sollte der Spiegel des Gewölbes durch ein Gemälde ausgefüllt werden,

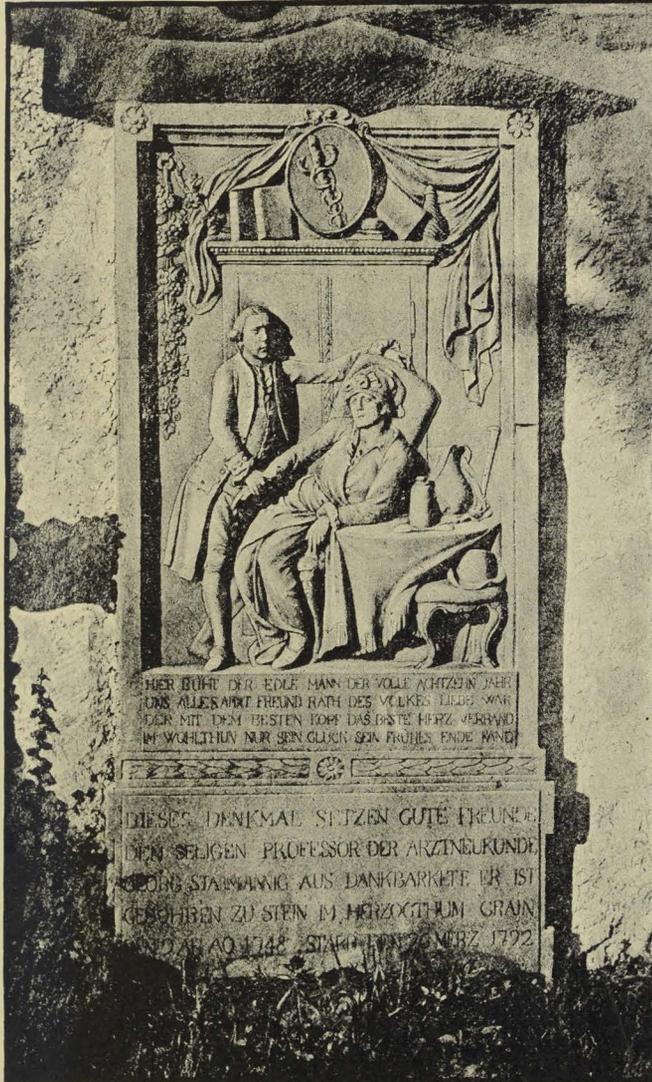
*) Vgl. die Festschrift: Beschreibung der Feyerlichkeiten, welche bey Gelegenheit der Durchreise Ihrer Königl. Hoheit der Durchlauchtigsten Frau Dauphine Marien Antonien Erzherzoginn zu Osterreich, u. von den Vorderösterreich-Breisgauischen Landständen veranstaltet worden. Gedruckt bey Johann Andreas Satron, kaiserl. Königl. Regierungs-, Kammer- und Universitätsbuchdruckern und Buchhändlern 1770. Sie enthält drei Kupferstiche in der Größe 43×57, die Vorder- und Rückansicht des Triumphbogens und das festlich beleuchtete Münster samt dem Platz, auf welchem das Kaufhaus, Wenzingers Wohnhaus u. s. w. zu erkennen sind.

welches nach der vielgeübten Sitte der Zeit etwa die Einführung des hl. Benedikt in den Himmel darstellen sollte. *) (Vgl. St. Fridolin in Säckingen.) Außerdem erwähnt aber der obengenannte Reisende Nicolai ein Gemälde, welches von Trnard in den Plänen nicht vor- gesehen war und deshalb nicht nur in der Aus- führung, sondern auch in der Idee Wenzinger zu- geschrieben werden muß. Das Gewölbe der Kuppel wurde nämlich ringsum von einer Reihe großer Rundbogenfenster durch- brochen mit Ausnahme von der Stelle, wo der Chor an die Rundung sich anschließt. Hier fügte der Maler in den Raum des Fensters sein Bild ein, das wir durch noch vor- handene Photographien und durch Nicolais Be- schreibung kennen lernen: in kühner Perspektive sieht man von unten in eine Halle mit cassettiertem Ton- nengewölbe, in welcher der sterbende Benedikt eben am Altar die letzte Ölung empfängt; die Zeichnung ist sehr geschickt, die architektonische Täu- schung gelungen. Daß Nicolai das Bild nicht



besonders lobt, darf uns nicht wundern; denn die lebhaften, bunten Farben Wenzingers standen zu dem ruhigen Weiß der Kirche gewiß in scharfem, aber auch wohl in gewolltem Gegensatz, und man braucht nur zu lesen, was der gelehrte Reisende über die Vor- halle der Kirche sagt, um ihn als überkritischen Klassizisten kennen zu lernen, dem selbst Trnard nicht antik genug ist. 1780 wurde Abtei samt Kirche feierlich eingeweiht.

Die lange Reihe von Werken, welche wir als das opus Wenzingers zu- sammenstellen konnten, entbehrt zwar keines- wegs den innern Zu- sammenhang, aber es war doch nicht möglich, eine nach bestimmter Richtung ausgesprochene Ent- wicklung in ihr zu finden. Hier eine Erinnerung an Italien, dort ein Nach- ahmen der Franzosen immer mit selbständigen Gedanken vermischt, lärmender Übertreibung und inhaltsloser Manier gleich abgeneigt, immer von vornehmem Ge- schmack — so erscheint uns seine Kunst schon beim ersten Werke des vierzig-



Grabstein des Professors Staravasinig.

*) Der nüchterne Kameralist Graf Gallen sagt in seinem Reisebericht von 1785 darüber: „Der Plafond, den Bau- und Malerkunst meisterlich ins Perspektiv heben, täuscht das Auge mit einer erstaunlichen Höhe, die sehr natürlich scheint“. Badische Neujahrsblätter III p. 47. Offenbar war, wie das auch aus den leider sehr kleinen phot. Abbildungen des Kuppelbildes hervorgeht, der Spiegel als Oeffnung gedacht, durch welche man in den Himmel zu sehen glaubte. Übrigens ist die Angabe des Grafen, die Kirche und die ganze Abtei seien erst 1783 eingeweiht, sicher unrichtig. Nöthen Theile des Baus viel- leicht erst später vollendet sein, der Erbauer selbst und die Schrift, welche die damals gehaltenen Predigten ge- sammelt enthält, geben 1780 als Datum der Einweihung.



jährigen; als wir ihn kennen lernten, hatte er seine Schule schon überwunden, und auch später richtete er sich nie in dem Maße nach dem Ge- schmack der Zeit, daß er die Ausschreitungen der Mode mitmachte: keinem seiner Werke fehlt der Sinn für monumentale Gliederung so sehr, daß die Motive der Innendekoration in tollem Gemisch von Putten, Palmen, Ranken, Muscheln, Thieren überwuchernd die Struktur der Außenseite ver- hüllte, wie das, ein Triumph der Gesetzlosig- keit, nicht nur in dem Paris Meissonniers, sondern

auch im Süden und Westen Deutschlands damals Mode war. Sein Sinn für das Plastische — denn Bildhauer war er ja in erster Linie — bewahrte Wenzinger vor solcher Zügellosigkeit und erhielt ihm seine vornehme Eigenart. In den letzten Tagen seines Lebens mag das Gefühl der Vereinsamung lähmend auf seine Thätigkeit eingewirkt haben: die üppige, aber kurzlebige Blüthe des Rococo war abgestorben, der heiter schaffende Geist fiel als Opfer ästhetischer Folgerichtigkeit, die Theorie behielt Recht, und ein Klassizismus nüchterner noch und knöcherner als der Blondels war jetzt an der Akademie zu Hause.*) Wenzinger überlebte seine Kunst.

Um das Lebensbild des Mannes, dessen Werke wir bisher betrachteten, zu vervollständigen, erübrigt es noch, wenigstens über seine persönlichen Schicksale und seine Beziehungen zur Stadt mitzutheilen, die ihn zum Ehrenbürger und später sogar zum Ehrenmitglied des Rathes ernannte. Durch seine Reisen sowohl als durch seine Aufträge war Wenzinger schon früh mit manchem hohen Herrn in Beziehung getreten und dadurch wie geschaffen zu der damals so wichtigen Rolle eines diplomatischen Vertreters seiner Stadt; es wäre also eine naheliegende Vermuthung, daß er sich auf diesem Wege den in so besonderen Ehren ausgesprochenen Dank derselben verdiente. Aber der einzige Fall, wo von einer handschriftlichen Chronik des Stadtarchivs eine Reise des Künstlers nach Wien erwähnt wird (Juli 1753), spricht nicht für diese Auffassung, da in den bezüglichen Rathsprötkollen nicht einmal sein Name vorkommt; und wenn wir aus einer andern Chroniknotiz des Jahres 1797 erfahren, daß er von seinen bürgerlichen Rechten nie Gebrauch machte, so wird man daraus schließen müssen, daß die Betheiligung am öffentlichen Leben seinem Charakter überhaupt nicht zusagte. Ein großes Verdienst erwarb er sich jedenfalls um die Stadt durch wohlthätige Stiftungen, die er dem lebenswürdigen Beispiel jener Katharina Egg folgend zumeist dem städtischen Hospital zuwandte.

Nach seinem Tode, am 1. Juli 1797, erfolgte vor versammeltem Rath die Eröffnung seines

*) Vgl. Gurllitt II p. 242.

Testaments, zu dessen Curator der Decan der juristischen Fakultät ernannt wurde (siehe Rathsprötkolle). Sein Vermächtniß von 70 000 fl. ermöglichte mit andern Legaten den 1826 ausgeführten Bau des allgemeinen Krankenhauses.

Wenn es sich darum handelt, die Bedeutung eines Mannes wie Wenzinger zu umschreiben, darf man nicht, wie in jedem andern Zeitalter, zuvörderst nach dem Einfluß fragen, den seine Kunst auf die folgenden Generationen ausübte. Um einen nachhaltigen Einfluß kann es sich naturgemäß bei einem Rococomeister gar nicht handeln, der selbst erlebte, wie seine Zeit rasch gesättigt in der Uppigkeit des eben genossenen einem neuen Geschmack sich zuwandte; und wie jede Zeit nicht nur in künstlerischen Fragen die zuletzt überwundene Entwicklungsstufe am geringsten zu achten pflegt, so ist auch Wenzingers Kunst die Nachwelt nicht gerecht geworden, solange sie sich an der faden Gothik eines Kav. Häuser begeistern konnte.*) Uns aber macht das Lebensbild Christian Wenzingers die Thatsache ganz besonders merkwürdig und erzählenswerth, daß es in allen Einzelheiten so durchaus typisch ist und den Geist der Zeit getreuer widerspiegelt als manche große Staatsaktion. Typisch ist endlich auch das Pathos seiner Grabchrift:

„Er durchlebte ein Jahrhundert, durch ihn leben Jahrhunderte.“

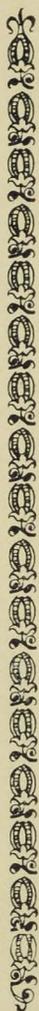
Unter den Quellen, die mir zu dieser Arbeit zur Verfügung standen, nimmt ein langathmiger Nachruf in Klopstock'schem Versmaß die erste Stelle ein; der Dichter, vermuthlich Sautier, der Verfasser des Büchleins von den Philanthropen Freiburgs, beruft sich zu verschiedenen Malen auf Ausagen des Verstorbenen, dessen Freund er war. Seine Angaben sind, soweit sie geprüft werden können, vollkommen richtig, aber unvollständig; ich füge hier eine Strophe des Gedichts,

*) Vgl. Schreiber, Gesch. d. Stadt Freiburg IV p. 365 und Didzes. Archiv XV p. 281. Demnach verfertigte Häuser sein Hauptwerk, die Figuren in der Abendmahlskapelle des Münsters, zwischen 1804 und 1806; außerdem die „gothischen“ Grabdenkmäler der Herzoge von Zähringen im Chor und den Bertholdsbrunnen auf der Kaiserstraße.

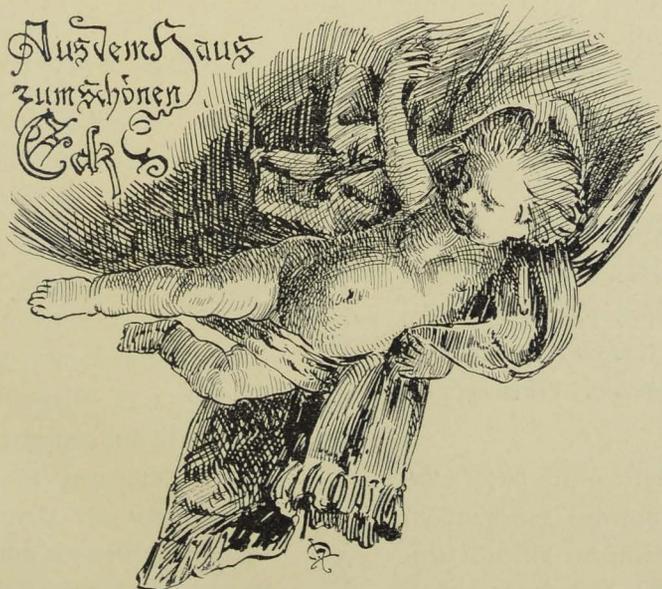
welche den Katalog der Werke Wenzingers enthält, als Stilprobe bei:

Erstaune, neidische Kritik, und höre!
Das prächtige Grabmal des Generals Rodt
Und der zierliche Taufstein,
Beide im Münster zu Freiburg,
Vier mythologische Statuen
Und die antike Ehrenpforte auf der Durchreise
Der Dauphine,
Jene im Graf Sickingenschen Garten zu Ebnet,
Diese in Kupfer noch lebend
Sind unter uns die Zeugen seiner Kunst.

Daß diese Aufzählung unvollständig sei, zeigten schon die selbst sehr dürftigen Angaben bei Nagler, wo die Kuppelgemälde von St. Blasien erwähnt sind, und die Thatsache, daß kein einziges Architekturstück genannt ist. Aus Schreiber, der sein Wissen offenbar allein diesem Nekrolog verdankt, erfahren wir nichts Neues; nehmen wir dazu noch die wenigen Worte Nicolais in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“, Bd. XII p. 107, so sind wir für den Rest auf Wahrscheinlichkeitschlüsse angewiesen, die allerdings durch stilistische Gründe fast zur Gewißheit erhoben werden. Außer seinem eigenen Wohnhaus „zum schönen



Eck“, das übrigens in dem Häuserverzeichnis aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (St. 2. A.) als in seinem Besitz angeführt wird, haben wir also zunächst auf stilistischem Wege Wenzinger zugesprochen: 1. den Gesamtentwurf des Schlosses zu Ebnet, 2. das Deutschordenshaus in der Salzstraße (Fassade) und 3. eine Reihe von untergeordneten Arbeiten in der Stadt, unter denen die plastischen mit größter Wahrscheinlichkeit auf ihn zurückgehen. Für seine Malerei seien der Vollständigkeit halber noch die Gemälde im klinischen Hospital erwähnt, ein Porträt der Katharina Egg und ein Selbstbildnis, das den Künstler im Alter von ungefähr 50 Jahren darstellt. Die Wiedergabe der scharfen, kritischen Züge ist in diesem Bilde sehr lebendig und von einer Objektivität, welche den Decorateur nicht vermuthen läßt. Aufschriften fehlen. Über Wenzingers Ernennung zum Ehrenbürger geben vermuthlich die Rathsprotokolle Aufschluß, die durchzuarbeiten wegen des derzeitigen Zustandes des Städtischen Archivs unmöglich war. Trotz dieser mangelhaften archivalischen Belege dürfte Wenzingers Lebensbild, wie wir es im Vorstehenden gegeben haben, soweit feststehen, daß, abgesehen von seiner Thätigkeit in der Schweiz, nichts Wesentliches mehr hinzukommen wird.





S herrschte lange die Ansicht, man habe in den 50 Jahren, welche dem dreißigjährigen Kriege (1618—1648) vorangingen, die Blüthezeit unseres Landes zu suchen.

Davon ist man jedoch abgekommen, denn die wirthschaftliche Lage war weder auf dem Lande noch in der Stadt eine dergestalt gute, daß sie diese rühmende Bezeichnung verdient hätte.

Die ländliche Bevölkerung frankte noch immer an den Übeln, welche vor hundert Jahren den Bauernkrieg verursacht hatten, und war dazu noch durch allzugroße Lebelust, welche sich hauptsächlich in roher Völlerei und sinnlosem Vergenden bei den damals unzähligen kirchlichen Festen und „Bauernfeiertagen“ bemerkbar machte, in tiefe Schulden gerathen.

Durch diesen Mißstand wurden dann auch die Städte, welche als Markttorte auf die Dörfer in ihrer Umgebung als Absatzgebiet angewiesen waren, in Mitleidenschaft gezogen, so daß man auch hier nicht in diesen Jahren die Zeiten großen Reichthums suchen durfte.

Nichtsdestoweniger zeichneten sich diese Jahrzehnte gegenüber dem vergangenen Jahrhunderte sehr vortheilhaft aus. An Stelle der vielen Kriege und kleinen Fehden, welche insbesondere dem Bauernstande geschadet hatten, war ein ungestörter Friede getreten; ruhig konnte ein Jeder seinen

Geschäften nachgehen; es war für die Sicherheit der Person gesorgt, und seine Rechte und Privilegien waren durch zahlreiche Gesetze und Verordnungen geschützt.

Es ergibt sich unschwer ein Bild einer geregelten Gemeinde-Verwaltung, so wie sie in den Jahren, welche dem 30 jährigen Kriege vorhergingen, bestand, wenn man die große Zahl der zu Staufen theils von der Herrschaft, theils von der Stadt ernannten Gemeindebeamten jener Zeit betrachtet.

Es sind in dieser Hinsicht zu nennen:

a. Der Stadtvogt und die Richter, welchen ungefähr die Befugnisse des heutigen Bürgermeisters und Gemeinderaths zustanden.

Während diese letzteren jedoch durch die Bürgerschaft erwählt werden, geschah die Bestellung des Stadtvogts und der Richter durch Ernennung von Seiten der Herrschaft, welcher auch das Recht zustand, dieselben jederzeit und ohne Angabe von Gründen zu entlassen.

Diese Abhängigkeit der Staufischen Gemeinde-Verwaltung von dem Willen ihrer Herrschaft erhielt noch eine Verstärkung dadurch, daß dem Stadtvogt strenge untersagt war, eine Gerichts-sitzung abzuhalten in Abwesenheit des herrschaftlichen Amtmanns. Dieser Beamte mußte jeder Berathung beiwohnen, dabei die „Direktion

geben“, bei schwierigen Rechtsfachen die Richter belehren und das Gerichtsprotokoll führen.*)

b. Die Fürsprecher.

Wollte nun ein Einheimischer oder Fremder irgend eine Sache vor Gericht vorbringen, so durfte dies nicht persönlich geschehen, sondern es mußte derselbe einen der von der Herrschaft bestellten Fürsprecher — auch Geschworene genannt — beauftragen, seine Anliegen vor Gericht zu vertreten.

Diese Fürsprecher mußten bei ihrem Amtsantritt vor versammeltem Gericht den Eid ablegen, bei den Verhandlungen alle unnützen Weitläufigkeiten und Kosten zu vermeiden, und alles das zu thun, was einem redlichen Procurator und Redner gezieme.

Durch diese Einrichtung gelang es auch in späteren Jahren, als durch die vielen Kriege eine große Zügellosigkeit in der Staufischen Gemeinde Platz gegriffen hatte, die für das Ansehen des Gerichts so nothwendige Würde während der Verhandlungen zu wahren.

c. Die Schadensschätzer.

Auch diese Männer wurden von der Herrschaft ernannt und bei ihrem Amtsantritt beeidigt. Sie mußten schwören: „so einem Schaden beschehen und er mit dem, so ihm denselben zuegefügt, nit übereinkommen könnte, nach bestem Verstandtnuß und Rheinem Gunst denselben Schaden zu schätzen und taxieren getrewlich, ehrbahrlich und ohngefährlich.“

d. Der Heimburger.

Während in andern Bezirken öfters der Gemeindeaccisor oder der Stabhalter (Gerichtsältester) Heimburger betitelt wurde, bezeichnete dieser Name zu Staufen den Bürger, welchem die Hirten und Herden unterstellt waren.

Es hatte dieser Gemeindebeamte in erster Reihe dafür zu sorgen, daß die alte Waidordnung

genau befolgt werde, daß vierzehn Tage nach dem Ohmtet mit dem Waiden der Pferde und Rinder begonnen, und daß in der Benützung der Wiesen die vorgeschriebene Reihenfolge eingehalten werde. Er hatte auch darüber zu wachen, daß keine Ziegen auf die Waide getrieben wurden, und daß kein Einwohner, der Rinder besitze, solche halte.

Ferner besaß der Heimburger die Aufsicht über die Ausnützung des Äckeritrechts,*) welches der Stadt Staufen in den mit den Gemeinden Krozingen, Grunern und Wettelbrunn gemeinsamen Waldungen zustand.

Schon im Jahre 1555 hatte man, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, in diesen Waldungen die Äckeritsbetreffnisse einer jeden Gemeinde abgetheilt und durch Lochbäume gezeichnet. Dafür zu sorgen, daß diese „Lochen“ von Zeit zu Zeit erneuert wurden, war eine weitere Obliegenheit des Heimburgers.

Da man aber wohl wußte, daß auch bei der größten Sorgfalt einzelne dieser Merkzeichen im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen konnten, so mußte derselbe dafür sorgen, daß in jedem Äckeritsjahre jeder Platz, an welchem der Stadt Staufen das Eichelnutzungsrecht zustand, mit den Schweinen aufgesucht werde, damit kein solcher Ort in Vergessenheit gerathen und so einen Anlaß für spätere Mißhelligkeiten unter den theilhaftigen Gemeinden bieten könne.

e. Der Waldmeister.

Während die übrigen Gemeinde-Beamten zu Staufen von der Herrschaft bestellt wurden, geschah die Ernennung des Waldmeisters durch den Stadtvogt und das Gericht.

Diese Befugniß erhielt dadurch einen besondern Werth, daß an den Waldungen, welche demselben anvertraut waren, theils die Gemeinde Krozingen, theils Grunern und Wettelbrunn das Miteigenthumsrecht hatten, und daß kein herrschaftlicher Beamter über die Amtsführung desselben irgend eine Aufsicht führen durfte.

*) Recht, die Schweine in das Eickäckert, zur Eckermaß zu treiben.

*) Auf dieser Theilnahme des Amtmanns an den Gerichtssitzungen beruhte auch eine spätere Verordnung, wonach man wegen Staufischer Gerichtsurtheile nicht an den Amtmann rekurrirten konnte, sondern mit Übergehung dieser Instanz sich nach Freiburg wenden mußte.

Besonders auf diesen letzten Punkt legte die Gemeindeverwaltung zu Staufen großen Werth, und verstand es auch, im 18. Jahrhundert noch in dieser Hinsicht ihre Selbständigkeit gegenüber der Herrschaft zu wahren. Ob sie aber durch dies starre Festhalten an althergebrachten Privilegien sich selbst nicht am meisten geschadet, ist freilich eine andere Frage.

Von einer Forstkultur konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein; höchstens wurden vielleicht von Zeit zu Zeit Eichenpflanzungen angelegt; aber auch das geschah nur der Ackeritznutzung zuliebe.

Die Thätigkeit des Waldmeisters beschränkte sich somit darauf, daß er an Hand einer alten Waldordnung einer allzugroßen Verwüstung des Forstes durch unüberlegtes Aushauen der Bäume vorbeugte.

So war z. B. verordnet, daß nur an drei Tagen in der Woche während der Zeit von St. Gallus bis St. Georg die Bürger der beteiligten Gemeinden in dem gemeinsamen Walde Brennholz hauen durften und zwar an jedem Tage nicht mehr als einen Wagen voll und nur an den vom Waldmeister bezeichneten Orten. Dabei war strenge verboten, eine Buche von weniger als einer Elle Dicke zu fällen. Keinesfalls durfte Jemand mehr Brennholz nach Hause nehmen, als er für seinen eigenen Bedarf brauchte; ein Verkaufen desselben war strenge verboten. Tagelöhner durften überhaupt während eines Sommers nicht mehr als zwei Wagen voll Holz nach Hause schaffen.

An Sägeflößen hatten die Gemeinden Grunern und Wettelbrunn jährlich nur je sechs zu beanspruchen; der Stadt Staufen dagegen stand es frei, soviel hauen zu lassen, als sie für ihre beiden Sägen brauchte.

Bedurfte Jemand Bauholz, so hatte er es dem Waldmeister anzuzeigen; dieser ließ dann das Holz durch den Waldbammert anweisen, in dessen Beisein dasselbe auch gehauen werden mußte.

An Bezahlung hatte der Bammert für je ein Fuder oder drei Stämme Holz vier Pfennige, der Waldmeister das gebührende Essen und Trinken oder sonst eine Ergötzlichkeit zu beanspruchen. —

* * *

Die Stellung des Städtchens Staufen als Marktort für den Bezirk brachte es mit sich, daß die Gemeindeverwaltung bemüht war, durch eine Controle über die daselbst verkauften Lebensmittel und Waaren eine Gewähr für deren Güte und Preiswürdigkeit zu leisten. Es war zu diesem Zwecke bestellt:

f. Der Weinschauer,

welcher verpflichtet war, sowohl die Kaufmannswaaren wie auch den Wein, welcher in den Wirthshäusern ausgeschenkt wurde, zu besichtigen und zu prüfen.

Hauptsächlich gegen die „gearzneten“ Weine hatte man großes Mißtrauen, da es vorgekommen war, daß schwere Krankheiten durch den Genuß des durch Silberglätte versüßten Weines entstanden waren.

Schon im Jahre 1472 hatte Herr Trudpert von Staufen an einer Versammlung, welche wegen der Weinfälschungen nach Basel einberufen worden war, theilgenommen; es ist möglich, daß die Bestellung eines Weinschauers zu Staufen schon von dieser Zeit her datiert.

g. Der Weinstreicher

mußte von Zeit zu Zeit in den Kaufmannslauben, den Tatern und Buschwirthschaften die daselbst benützten Gewichte, Maße und Gläser untersuchen, um eine Übervortheilung des Käufers und Consumenten zu verhindern. Insbesondere an den Wochen- und Jahrmärkten hatte derselbe in dieser Beziehung die fremden Verkäufer zu beaufsichtigen.

h. Der Brodschauer

war verpflichtet, das Brod, welches auf den Brodbänken am Marktplatze und in den Bäckershäusern zum Verkauf aufgelegt war, jährlich einigemal zu wägen und zu prüfen, ob dasselbe an Gewicht und Güte so beschaffen war, wie es die bestehende Bäckerordnung vorschrieb.

i. Der Fleischschauer

hatte eine ähnliche Beaufsichtigung auszuüben. Jeden Samstag und Mittwoch Morgen, oder wann es sonst nöthig war, mußte derselbe das

geschlachtete Vieh in der herrschaftlichen Metzger besichtigen. War dasselbe nicht „Kaufmannsgut“, sondern so beschaffen, daß durch den Genuß des Fleisches Krankheiten entstehen konnten, so mußte er es wegschätzen; war dies nicht der Fall, so taxierte er es nach der freiburgischen Fleischtaxe und schrieb den Verkaufspreis desselben auf ein in der Metzger hängendes Täfelchen.

Die Staufener Metzger waren also verpflichtet, das Fleisch zu den jeweils von der Freiburger Zunft bestimmten Preisen zu verkaufen.

k. Der Sauschauer

war beauftragt, an den Jahr- und Wochenmärkten die Schweine zu „schau“ und dafür zu sorgen, daß beim Handel kein Betrug unterlaufe. Zugleich hatte derselbe den Schauzoll sowohl zu Staufen wie auch bei den Jahrmärkten zu Offnadingen zu erheben und an den Stadtvogt oder den Zoller abzuliefern.

l. Die Viertleute.

Diese Männer besaßen die Aufsicht über die Wege, Bäche und Brücken in der Gemarkung Staufen. Sie mußten jährlich wenigstens viermal die Straßen und Wege mit der Gemeindefrohnde „machen“ lassen und dafür sorgen, daß dieselben durch Gräben von den anstoßenden Wiesen getrennt wurden.

Bei Hochwasser mußten sie den Neumagen, soweit er den Staufener Bann durchschnitt, be-gehen und, falls die „so köstliche“ Brücke oder die am Bache liegenden Wiesen bedroht waren, solches dem Stadtvogt anzeigen, damit dieser die Bürger versammeln und an die gefährdeten Orte bringen konnte. Hier leiteten dann die Viertleute die Wehrarbeiten, wobei sie hauptsächlich dafür zu sorgen hatten, daß der Fluß einen möglichst graden Lauf erhalte.

Wahrscheinlich war diesen Viertleuten — gleichwie den Viertelmeistern des 18. Jahrhunderts — auch der Einzug der Steuern übertragen.

m. Der Weinsticher und Fasssinner

dagegen, welcher wahrscheinlich die Fässer für die ganze Herrschaft Staufen zu sinnen (aichen) hatte, besaß die Aufsicht über den Bezug des

Weinungelds; er mußte beim Abfassen des Weines zugegen sein und das Maß desselben sorgsam aufs Kerbholz schneiden. An dem nächsten Ungeldstage mußte er dieses dem Stadtvogt übergeben, welcher sodann den Einzug des Geldes anordnete.

n. Der Baumeister und Ofenschauer

war verpflichtet, alle der Stadt Staufen gehörigen Häuser in „baulichen Ehren“ zu halten, die daran nöthigen Reparaturen zur rechten Zeit anzuordnen und so jeder Verwahrlosung derselben vorzubeugen. Zur Sommerszeit hatte derselbe auch die im Orte befindlichen Ofen zu untersuchen.

o. Der Kalk- und Ziegelschauer

mußte, wenn ausgetragen wurde, in die Ziegeleien zu Staufen gehen und die Ziegel, Backsteine und den Kalk prüfen, ob dieselben so hergestellt und gebrannt waren, wie es die daselbst bestehende Bauordnung vorschrieb.

Leider finden sich diese Bauvorschriften nicht mehr vor; zahlreiche Häuser zu Staufen, welche aus dem Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege stammen, insbesondere die prächtige Fronte des Rathhauses zeigen, in welcher hoher Stufe die Kenntniß im Baufache daselbst in diesen Jahren stand.

p. Der Feuer- und baufällige Häuser-Schauer

hatte jedes Vierteljahr die gewerblichen Feuerungsanlagen der Bäcker, Hafner etc. zu untersuchen, ob dieselben in feuersicherem Zustande seien. Ferner mußte derselbe von Zeit zu Zeit die Häuser besichtigen, und, falls eine bauliche Verwahrlosung sich vorfand, dafür sorgen, daß diese gehoben und so jedem größeren Schaden vorgebeugt werde.

q. Der Brandmeister.

Auch das Feuerlöschwesen war zu Staufen gut geordnet; es bestand eine geschriebene Feuerordnung, welche in Händen des Brandmeisters war, und welche derselbe streng handhaben mußte.

Brach in der Stadt Feuer aus, so hatte er sofort bei dem Stadtvogt die Erlaubniß stürmen

zu dürfen, einzuholen und dann an der Brandstelle die Löscharbeiten, woran sich die ganze Bürgerschaft betheiligen mußte, zu leiten.

Wurde dagegen eine Feuersbrunst auf dem Lande bemerkt, so mußten alsbald

r. Die Brandreiter,

und zwar jeweils mindestens zwei, nach der Feuerstelle eilen, sich dort genau nach der Größe (Stand) des Brandes erkundigen und dann dem Stadtvogt, welcher unterdessen die Bürgerschaft auf dem Marktplatze hatte versammeln lassen, hierüber Bericht erstatten.

War Hilfe nöthig, so rückte die erste Abtheilung der Bürger unter dem Kommando des Brandmeisters mit Feuereimern, Hacken und Leitern nach der Brandstelle ab, wobei zwei Brandreiter dieselben begleiten mußten. Nahm das Schadenfeuer eine unerwartet große Ausdehnung an, so wurden diese letzteren wieder zurückgeschickt, um auch die zweite Hälfte der Löschmannschaft, welche unter der Führung des Stadtvogts stand, herbeizuholen.

Damit eine möglichst gute Ordnung bei diesen Arbeiten herrsche, war der Brandmeister, die Brandreiter und alle die, welchen Leitern und Eimer anvertraut waren, auf ihre Pflichten beeidigt.

Einen weiteren nicht unbedeutenden Theil städtischer Fürsorge bildete die Bewachung der Stadt. Es war dies um so nöthiger, als grade in den Jahren, welche dem dreißigjährigen Kriege vorhergingen, die herumstreifenden Bettler und Vagabunden auf eine bisher ungeahnte Weise zugenommen hatten.

Hauptsächlich um diese schlimmen Gäste dem Städtchen fernzuhalten, bestanden zu Staufen

s. Die Bürgerwachen.

So lange nämlich die Stadthore geöffnet waren, mußten unter jedem derselben zwei Bürger abwechselungsweise Wachdienst thun und jeden,

welchem der Zutritt in die Stadt nicht freistand, zurückweisen *).

Zwei weitere Bürgerwachen befanden sich im Schloßhofe; diese letzteren wurden jedoch eingezogen, wenn die Herrschaft — die Freiherren von Staufen, später die Grafen und Freiherren von Schauenburg — von Staufen abwesend waren.

Die Aufsicht über die Thore während der Nacht hatte

t. Der Thorschließer.

Dieser Gemeinde-Angestellte war verpflichtet, Abends nach dem Läuten der Betglocke die vier Thore in den Ringmauern zu schließen, wobei es ihm streng verboten war, jemand andern mit diesem Geschäft zu betrauen.

Während der Nacht die Thore zu öffnen, war untersagt; nur im Falle der Noth, bei Wassers- und Feuersgefahr, oder wenn es von einer obrigkeitlichen Person verlangt wurde, durfte davon eine Ausnahme gemacht und das obere (Malefiz-) Thor geöffnet werden.

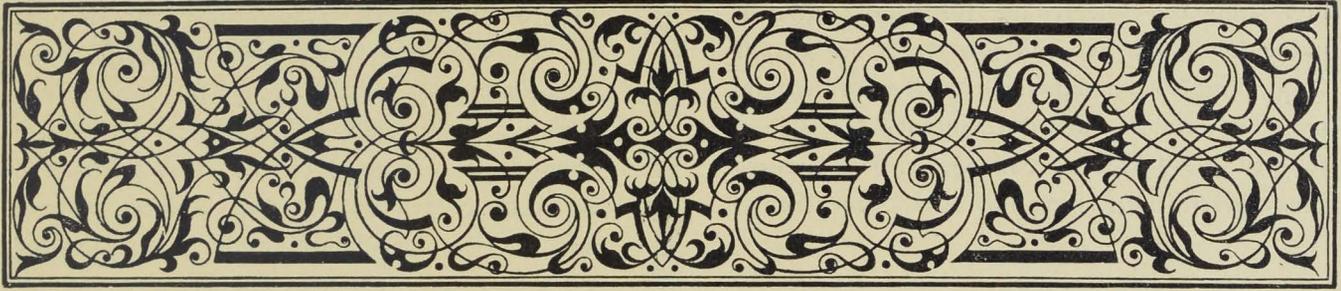
u. Der Neunewächter

war verpflichtet, Abends 9 Uhr die Tafernen und Busch-Wirthschaften zu besuchen und den dort weilenden Einheimischen und Fremden Feierabend zu bieten. Wahrscheinlich versah dieser Angestellte zugleich auch das Amt des Nachtwächters.

Damit ist die Zahl der in den Jahren vor dem dreißigjährigen Kriege urkundlich vorkommenden Gemeindebeamten erschöpft; als wahrscheinlich auch hier bestellt sind jedoch zu nennen der Stadtbote, der Stadtknecht, die Bannwarte, die Gemeinde-Hirten, der Briefträger, der Todtengräber und der Bettlerführer.

*) Diese Wachen bestanden noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts. Im Jahre 1765 erließ St. Blasien den Befehl, wonach auch in Friedenszeiten nur gesunde, kräftige Leute, und nicht wie bisher „liederliche krumme Leut“ und Buben diesen Wachdienst thun mußten.





Passionskreuze im Breisgau.

Von Dr. Franz Trenkle.

BILDER des Gekreuzigten kamen in der christlichen Kirche verhältnißmäßig spät auf. In den ersten Jahrhunderten mied man sogar ängstlich diese Darstellung, weil Scenen des Schreckens und der Pein den Christen unter der blutigen Verfolgung alle Tage lebendig vor Augen standen. Die Versuchung, fleischlichem Streben und Leben zu verfallen, war in solcher Lage äußerer, furchtbarer Drangsal nicht groß. Im Gegentheil bedurfte es fortwährend des Trostes und der Aufmunterung. Dazu eigneten sich vornehmlich Bilder von der Herrlichkeit und dem göttlichen Glanze des Erlösers. Wie dieser im Himmel unter den Engeln und Heiligen die Königsherrschaft ohne Ende ausübt, wie er über die ganze Welt das Gericht hält, oder die Hirtenliebe und zärtliche, treue Sorgfalt, die er den Seinigen zuwendet, sind in jener Zeit Gegenstände der darstellenden heiligen Kunst gewesen.

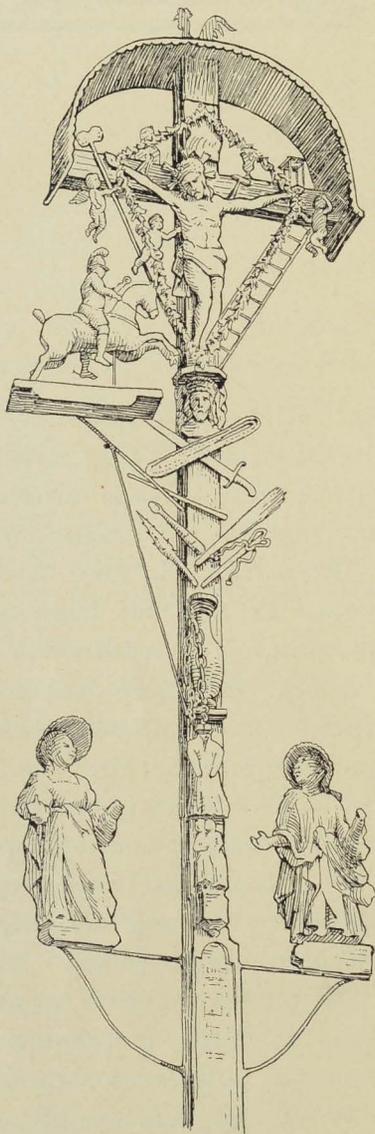
Aber selbst nach dem Siege des Kreuzes über die heidnische Weltmacht haben sich die Gläubigen ziemlich lange der Darstellung des bitteren Leidens und Sterbens ihres Herrn enthalten. Die Rücksicht auf die immerhin zahlreiche unbekehrte Bevölkerung war dabei maßgebend. Man wollte so erhabene Geheimnisse, wie Jesu Marter und Tod, nicht dem feilen Spott und frechen Hohn der Feinde preisgeben. Erinnerung sei nur an das im Spätjahre 1856

ausgegrabene und im Museo Kircheriano zu Rom aufbewahrte Spotterucifix. Die Darstellung ist in Stuck mit scharfem, eisernem Werkzeuge eingekritzelt und zeigt den Gekreuzigten, wie dessen Verehrer. Jener trägt die kurze Tunica und Schenkelbinden. Er steht auf einem Fußbrette mit ausgespannten, am Querbalken des Kreuzes befestigten Armen. Der Kopf eines Langohres ist ihm gegeben. Die Huldigung findet durch Zuwerfen einer Fußhand statt. Derjenige, welcher sie darbringt, mag ein Soldat, ein Arbeiter oder Sklave sein. Die Inschrift lautet: „Alexamenos betet Gott an“. Das Ganze bezeugt uns, wie die Christen um der Anbetung des Gekreuzigten willen Schmach zu ertragen hatten. *) Erst nachdem das Heidenthum merklich abgenommen und — was sein Name ja andeutet — auf die Heide, in die entlegensten Gegenden und einsamsten Winkel des Landes sich zurückgezogen hatte, trug man kein Bedenken mehr, das Bild des am Kreuze hängenden Heilandes der Welt offen zur Schau zu stellen.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der monumentalen Theologie und der christlichen Alterthumskunde haben ergeben, daß gegen Schluß des sechsten Jahrhunderts der Übergang von der älteren, meist symbolisierenden Kunst zu der mehr historisierenden stattfand. Letztere scheute

*) Vgl. den Artikel Spotterucifix in F. X. Kraus, Real-Encyclopädie der christl. Alterthümer II. S. 774 ff.

nun auch die Wiedergabe körperlicher Qualen nicht. Doch noch geraume Zeit wurde der älteren Auffassung darin nachgegeben, daß der Gefreuzigte nicht im Sterben, noch im Zustande des Todes, sondern als lebender, vom Holze des Kreuzes herab herrschender, nicht mit dem Dornenkranze,



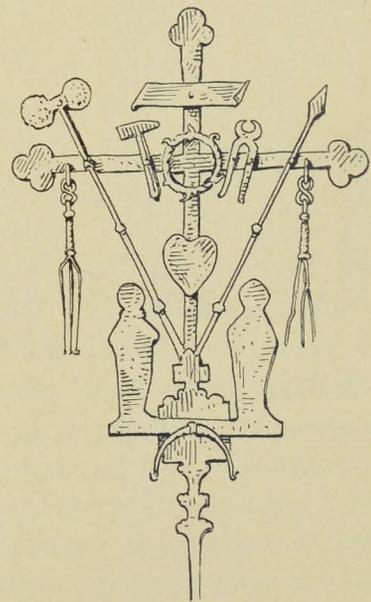
Passionskreuz aus Obersimonswald.

sondern im Schmuck der Königskrone abgebildet zu werden pflegte.

Bekannt ist, wie bald die Kreuzigung zum häufigsten und Hauptgegenstande künstlerischer Darstellung geworden. Maler, Bildhauer, Kunsthandwerker haben allen Fleiß darauf verwendet. Auch in unsern Breisgauer Städten und Dörfern, Weilern und Höfen ist fast allenthalben das Zeichen der Erlösung an Gebäuden, Wegen,

Plätzen aufgerichtet. Namentlich fehlt es nicht an den Ein- und Ausgängen der Ortschaften: beide, Eingang und Ausgang, sollen durch das Kreuz geschützt und gesegnet werden. Eigenthümlich ist manchmal die Art der Darstellung auf den Bergen und in den Thälern unserer Heimat. Die Abbildung zweier hervorragender Vertreter dieser Gattung und ihre Erklärung seien im Folgenden gegeben.

Das eine in diesen Blättern zur Kenntniß gebrachte Kreuzigungsbild stand vor dem Gasthause zum Rebstock in Obersimonswald, Amt Waldkirch. Es wurde vor ungefähr zwei Jahren



Schmiedeeisernes Grabkreuz aus Altbreisach.

einer Erneuerung unterworfen und mußte dabei leider Manches vom alten, eigenartigen Wesen einbüßen. Nebenstehende Wiedergabe hält sich indessen strenge an die ursprüngliche Beschaffenheit und Gestaltung des Bildwerkes.

Das andere hier abgezeichnete ist ein schmiedeeisernes Grabkreuz auf dem alten Gottesacker der einstmaligen Hauptstadt des Breisgauer, Altbreisach. Dasselbe übertrifft ersteres an Alter, ist viel einfacher und zeigt, wie auch dieser Zweig der Kunstdarstellung seine Entwicklung durchmachte und mit der Zeit die größte Erweiterung erfahren hatte.

Mit leichter Mühe ließen sich noch mehrere Duzend solcher Crucifixe aus unserem engeren Vaterlande aufweisen. Erwähnt seien nur, weil

sie in vielbesuchter Gegend stehen, ein am Titisee unmittelbar neben dem neueren, steinernen aufgestellten Holzkreuz und dasjenige, welches sich bei Neustadt an der Straße vom „Posthäusle“ zum hohlen Graben befindet.

Allen eigen ist die Darstellung nicht nur der Kreuzigung oder des Gekreuzigten selber, sondern auch der verschiedenen vorangegangenen oder nachfolgenden Mißhandlungen und Leiden. Crucifixe dieser Art sind eine bildliche, anschauliche Zusammenfassung, ein Abriss der ganzen Leidensgeschichte. An den einzelnen abgebildeten Marterwerkzeugen wird, wie in ebensovielen, besonderen Darstellungen, das Leiden und Sterben Jesu von Anfang bis zu Ende dem gläubigen Zuschauer und Wanderer vorgeführt.

Übrigens ist das Verfahren, das unsere Bilder auszeichnet, ein uraltes. Gerade die frühesten der auf uns gekommenen Darstellungen zeigen, außer dem Leibe des Gekreuzigten, noch andere Gestalten, vor allen die beiden Schächer, die mit hingerichtet wurden, sodann die Mutter Jesu und den Jünger Johannes. Auf einer Miniatur einer syrischen Handschrift vom Jahre 586 ist neben dem Gekreuzigten schon Longinus abgebildet, wie er mit seiner Lanze des Heren Seite durchbohrt, und gegenüber ein Knecht mit dem Essigschwamme am langen Stiele. Außerdem spielen oder würfeln drei Soldaten auf jenem Bilde um das Gewand Jesu. Johannes und Maria stehen links, drei heilige Frauen rechts in den Ecken. Zuweilen sind unter dem Kreuze, zu den Füßen des Heilandes, die Stammeltern, Adam und Eva, auf solchen Darstellungen zu finden. Bloß um darzuthun, daß die Erweiterung und Vermehrung des Kreuzbildes durch Figuren und Symbole ältesten Ursprunges ist, wollten wir diese Bemerkungen machen.

Unserer einheimischen Darstellung sei nunmehr die Aufmerksamkeit gewidmet! Das Simonswälder Kreuz veranschaulicht ganz unten am Hauptbalken, da, wo die ältesten Bilder Adam und Eva zeigen, in köstlich naiver Ausführung den Anfang des Leidens Christi, den Verrath durch Judas: der Abtrünnige küßt seinen Herrn und Meister.

Auf dem Querholze am linken Ende ist bei den meisten unserer Crucifixe eine Laterne angebracht: diese erinnert an die nächtlicherweile erfolgte Gefangennehmung Jesu, wozu eben die Leute der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Ältesten mit Lichtern und Fackeln ausgerückt waren.

In der Regel fehlen auch nicht die Ketten und Fesseln, womit Jesus bei jener Gelegenheit gebunden wurde.

Auf allen unsern Kreuzigungsbildern ist ferner mindestens ein Exemplar der Stangen und Prügel wahrzunehmen, welche vom Troß des hohen Rathes zu Schutz und Trutz getragen worden. An dem Simonswälder Kreuze befinden sich diese Waffenstücke in der Mitte des Hauptbalkens. Das eine hat die Gestalt eines mittelalterlichen Morgensternes, das andere die einer gewaltigen Keule angenommen. Mitunter, wie auf einem zu Grunde gegangenen Elzacher Bilde, sehen solche Werkzeuge einem Dreschflegel ähnlich.

Doch sei der Kelch nicht vergessen, welcher durch einen Engel vom Himmel noch vor der Verhaftung dem durch die Todesangst und dem blutigen Schweiß entkräfteten Erlöser zur Stärkung gereicht ward: er hat gewöhnlich seinen Platz auf dem linken Querbalken des Kreuzes.

Bei der Fesselung seines Heren hat Simon Petrus zum Schwerte gegriffen und einem hohenzpriesterlichen Knechte ein Ohr abgehauen. Das ist auf dem Simonswälder Bilde durch ein am Stamm des Kreuzes befestigtes längeres Schwert angedeutet. Zuweilen hat dieses auf unsern Darstellungen mehr das Aussehen einer Grassichel oder eines riesigen, breiten Krautmessers. In Obersimonswald ist der Handgriff daran ein völlig kunstgerechter.

Ungern würde man bei derartigen Abbildungen die Geißelsäule vermissen. Dieselbe ist an dem Simonswälder Kreuze zierlich geformt und ausgearbeitet. Die Geißelungsgeräte, eine lange und starke Ruthe nebst einer Peitsche aus Ochsensehnen mit daran befestigten Bleifugeln, schweben über dem Postamente. An dem dreifachen schmiedeisernen Kreuze sind die beiden Werkzeuge von gleicher Art und an den Seitenbalken angebracht,

von wo sie frei herunterhängen. Je drei Riesen gehören hier zur Geißel.

Selten weggelassen ist das Krüglein mit Galle, welche Jesus hätte trinken sollen. Nach dem Evangelium des Marcus bestand der Trank aus Myrrhenwein. Man reichte denselben zum Tod Verurtheilten, damit sie betäubt und für die Qualen weniger empfänglich gemacht würden. Der Herr hat auf die Erleichterung verzichtet und von der Flüssigkeit kaum gekostet.

Neben diesem Gefäße steht auf dem rechten Querbalken öfters der Essigkrug; oder der Schwamm ist dort abgebildet, welcher, mit Essig gefüllt, auf einem Rohr dem dürstenden Heilande zu Munde geführt worden. Auf der Darstellung in Obersimonswald, wie an dem Dreifacher Grabkreuze, ist dies deutlich zu erkennen.

Der Zahn auf der obersten Spitze des Kreuzstammes vergegenwärtigt bei der Simonswälder Darstellung die Verleugnung Petri, die dreimal geschehen.

Niemand wird das Schweißtuch der heiligen Veronica mit dem Abdrucke des Antlitzes Christi übersehen. Es ist unter dem Fußbrette des Kreuzigten am Hauptbalken angeheftet.

Auf eine sehr sinnreiche Weise ist die Leiter, welche man zur Kreuzigung und zur Abnahme des heiligen Leibes vom Kreuze brauchte, am linken Kreuzesarme und am Stamm festgemacht. Sie verbindet somit beide und bildet auf dem Simonswälder Bilde das Seitenstück zu dem langen Rohr mit dem Essigschwamme.

Zur Darstellung gelangt meistens auch der ungenährte Rock des Erlösers, welchen die mit der Hinrichtung Betrauten sammt andern Kleidungsstücken als Hinterslohn und Beute empfangen. Er hat am Simonswälder Crucifixe seinen Platz unter der Geißelsäule erhalten. In Schnitt und Muster gleicht derselbe den langen, schweren Sonntagsröcken der Hofbauern, welche die alte, gute Tracht nicht aufgeben. Kennzeichnend sind die engen Ärmel. Sonst wird das Gewand, wie ein Hemd, mit ganz kurzen Ärmeln abgebildet.

Darüber sind in Obersimonswald und überall die Würfel angebracht, womit über den Rock das Loos geworfen wurde.

Bei der Annagelung und später wieder bei der Abnahme Jesu vom Kreuze kamen Hammer und Zange zur Verwendung. Beide sind beim Dreifacher Kreuze an den Querbalken angenietet, der Hammer zur Rechten, die Zange zur Linken der Stelle, wo das Haupt des Herrn gelegen. Auf dem Simonswälder Bilde ist die Stellung dieser Werkzeuge die umgekehrte. Doch befinden sie sich auch am Querholze des Kreuzes.

Die Dornenkrone ist hier ein wohlgeordnetes, kunstvolles Band. An dem Dreifacher schmiedeeisernen Kreuze gleicht sie einem Rade und ist ganz einfach.

Die Füße des Herrn sind auf unsern Darstellungen in der Regel über einander gestellt und durch einen einzigen Nagel festgehalten. Das Lendentuch ist jeweils von ziemlicher Größe. Der Gesichtsausdruck ist der schmerzhafteste. Das Simonswälder Bild zeichnet sich, was die Hauptfigur betrifft, vor manchen andern aus.

Eine stets wiederkehrende eigenthümliche Gestalt ist Longinus auf dem Pferde, mit vorgelegtem Speer, in vollem Laufe auf den Herrn lossprenghend. Er trägt sehr oft die Uniform eines rothen oder gelben Dragoners, hie und da auch eines bairischen leichten Reiters mit Raupenhelm. Sein Roß ist in vielen Fällen ein feister Schimmel, wie man ihn etwa in einer Mühle des Elzthales findet. Sehr fest und gediegen muß daher das Bodengestell sein, worauf die Reiterfigur mit ihrem ganzen Gewichte steht. An den Dreifacher Crucifixe ist einfach und würdig die Lanze allein zur Veranschaulichung des Vorganges angebracht. Das Herz, welches durchstochen worden, ist in der Mitte des Kreuzstammes befestigt und war gewiß früher bemalt, so daß man die Wunde daran erkennen konnte.

Wie bereits vor Alters, sind auch auf unsern Darstellungen am Fuße des Kreuzes Maria, die Mutter Jesu, und der Apostel Johannes aufgestellt. Ihre Haltung ist die herkömmliche. Nur fallen bei dem Bilde in Obersimonswald die mächtigen und umfangreichen Heiligenscheine auf. Vielleicht haben diese den Neben Zweck, die Gestalten, insonderheit deren Gesichtstheile, gegen die manchfaltigen Unbilden der Witterung etwas zu schützen.



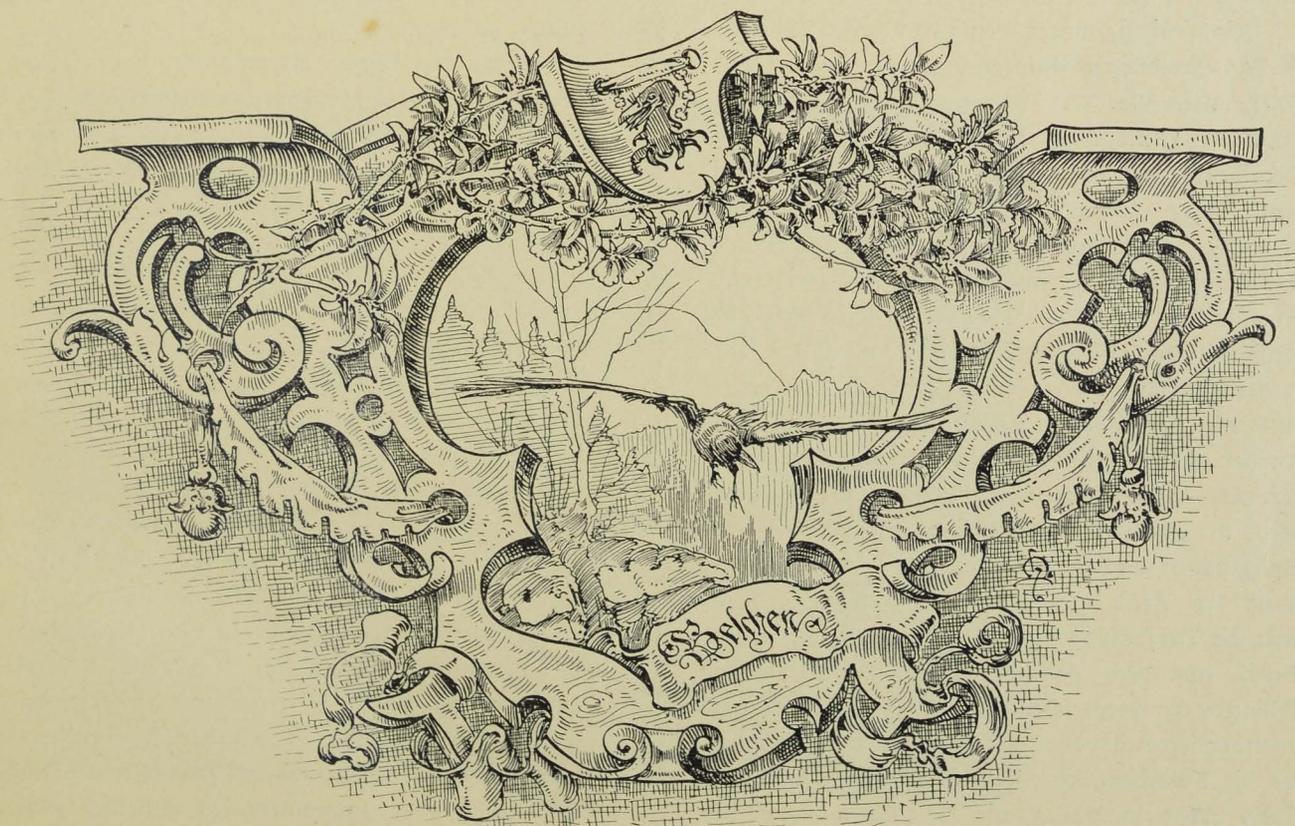
Offenbar Spott ist es gewesen, wenn einer die Meinung äußerte, jene großen Scheiben auf den Köpfen beider Heiligen seien Hüte. Der Bildschnitzer soll sich den Scherz erlaubt haben, auf eine alte Sitte der biederen Thalbewohner anzuspieren. Männer und Weiber, Kinder und Greise, waren nämlich gewohnt, den grauen oder schwarzen, wasserdichten Filz den ganzen Tag über, nicht nur bei der Arbeit auf dem Felde, sondern auch in der warmen Stube, bei der Morgen- und Abendsuppe, bei der Hauptmahlzeit und am Wirthstische aufzubehalten. In der That wird sich nicht leugnen lassen, daß diese Heiligenscheine etwas von den breitgeränderten Hüten der guten Wälder und ehrbaren Wälderinnen an sich haben.

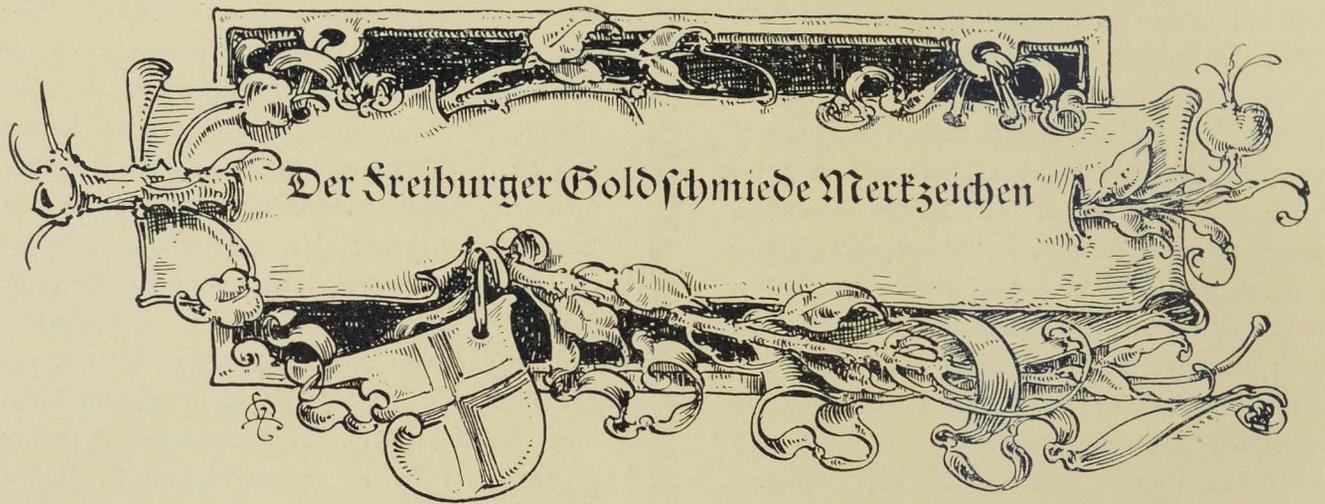
Die Figur des Gekreuzigten ist fast immer von einigen, in der Regel vier, Engeln mit Lockenköpfchen, rothen Wangen und vollen runden Gliedern umgeben. Mit ihren goldenen Flügeln umflattern sie auf unsern Bildern den Leib des Herrn und haben Kelche in den kleinen



weißen Händen, worein sie das kostbare Blut aus den heiligen fünf Wunden sammeln. Dann und wann sind die nackten Kleinen in der Ausführung allzuheiter und frei gehalten: sie klettern und hüpfen, schwingen sich und springen, gleich munteren, beinahe muthwilligen Knaben, um das Kreuz, den Marterpfahl, des Heilandes.

Über die Zeit der Entstehung der in Betracht gezogenen Darstellungen ist kurz zu bemerken, daß dieselbe nicht weit hinaufreicht. Alte Crucifixe dieser Art aus Holz können überhaupt kaum mehr vorhanden sein. Denn der Standort solcher Bilder ist im Freien, wo sie dem Frost, Regen und Stürmen, Schnee und Hagel ausgesetzt sind. Aber gewiß ist, daß die gegenwärtigen Muster Nachfolger und Ersatz vorausgegangener sind. Die Reihe dieser muß als eine lange angenommen werden; steht doch, wie oben gesagt wurde, die Thatsache fest, daß das Verfahren, mit der Kreuzigung zugleich verschiedene Leidenswerkzeuge und dabei betheiligte Personen abzubilden, kein neues ist.





Von Marc Rosenberg.

In meinem, 1890 erschienenen Buche „Der Goldschmiede Merkzeichen“ konnte ich nur drei Freiburger Goldschmiedearbeiten anführen. Seitdem habe ich aber Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl derselben kennen zu lernen, welche ich in folgendem zusammenstelle, indem ich auch Meister, von welchen keine Arbeiten erhalten sind, sowohl als Werke, welche nicht zweifellos in Freiburg entstanden sind, mit heranziehe.

Die früheste unter den gesicherten Arbeiten ist das Freiburger Universitätszepter von 1466. (Vgl. unten Nr. 32.) Wir sind aber in der ausnehmend glücklichen Lage, in dem Villingener Scheibekreuz (vgl. unten Nr. 27) schon aus dem Jahre 1268 ein Werk zu besitzen, welches man mit ziemlich gutem Grunde einem Freiburger Meister zuschreiben muß. Mehr um die große Spanne Zeit von 1268—1466 wenigstens versuchsweise mit einigen datierten Werken zu belegen, als in der Hoffnung, diese zwei noch dunkeln Jahrhunderte der Freiburger Goldschmiedekunst zu erhellen, haben wir in unsern Verzeichnissen unter Nr. 28—31 mehrere Stücke angeführt, welche noch in Freiburg verwahrt werden. An die Spitze haben wir das prachtvolle gotische Scheibekreuz des Freiburger Münsters gestellt und es liegt die Versuchung nahe, dieses 1428 datierbare Stück mit dem gleichgeformten von 1268 in Villingen zu vergleichen. Da sie 160 Jahre auseinander liegen, ist von einer stilistischen Vergleichung, wo die Zwischenglieder fehlen, natürlich nicht die Rede. Nur in Bezug auf die allgemeine Form läßt sich sagen, daß sie im Abendlande ungemein selten ist, während sie in der morgenländischen

Kirche als Flabellum öfters nachzuweisen ist. Die interessante Untersuchung von De Linas, *Les disques crucifères, le Flabellum et l'Umbrella*, 1883 in der *Gazette Archéologique* erschienen, weist das Nähere darüber nach. Wenn uns nun ein Stück dieser außerordentlichen Form begegnet, welches in Freiburg gemacht worden zu sein scheint, und 160 Jahre später ein weiteres, welches dem Freiburger Münsterschatz angehört, so ist es nicht zu kühn, auch dessen Entstehung in Freiburg suchen zu wollen.

Was die beiden Metalldeckel der Levitenbücher von 1449 anbelangt (vgl. unten Nr. 29 u. 30), welche wir nach dem bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. erschienenen Werke über „Ältere Kunstgewerbliche Arbeiten auf der badischen Ausstellung, Karlsruhe 1881“ in Fig. 1 u. 2 reproduzieren, um sie den Freiburger Arbeiten anzureihen, so zählen sie trotz des hohen Interesses, welches sie beanspruchen, doch nicht zu den hervorragenden Goldschmiedearbeiten, und es scheint in der That, daß Freiburg im 15. und 16. Jahrhundert keine Führerrolle auf diesem Gebiete innegehabt hat.

Das Universitätszepter von 1512 führen wir an dieser Stelle nur auf, damit seine Prüfung im Verein mit den anderen Stücken nicht übersehen werde, denn nach dieser Richtung hin sollen die obigen Worte und die nachfolgenden Verzeichnisse ihre Wirkung ausüben. Das vorliegende Material ist zu gering, um die Entwicklung der Freiburger Goldschmiedekunst charakterisieren zu können, wenn aber diese Veröffentlichung zu einer Vervollständigung der monumentalen Quellen führt, welche jene Arbeit möglich macht, so ist das Ziel, das der Verfasser sich gesetzt hat, erreicht.

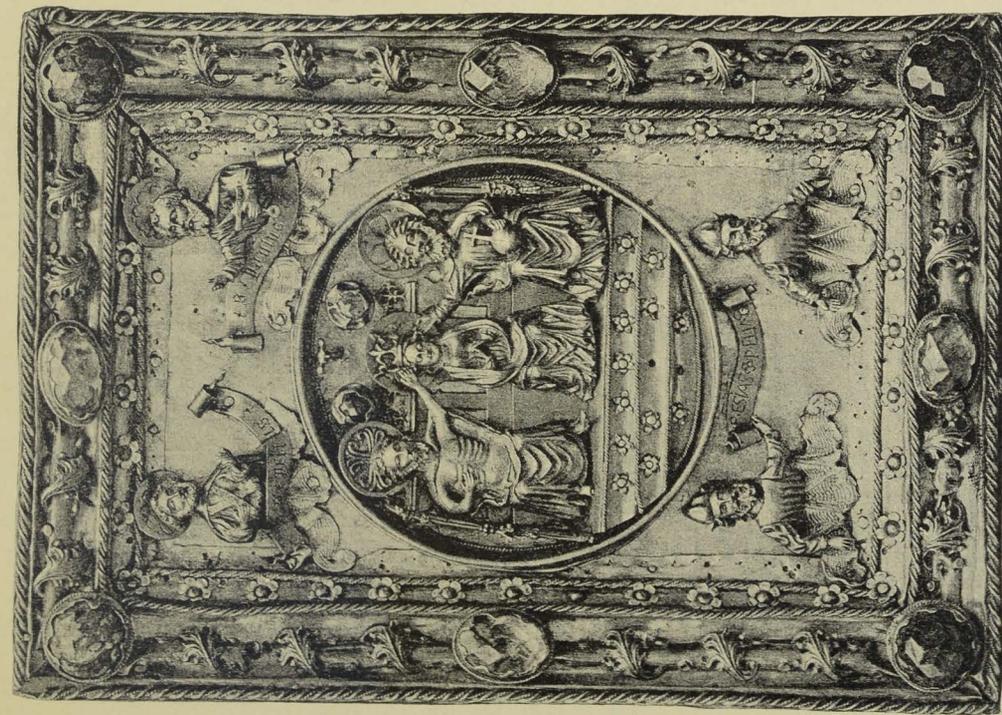


Fig. 1

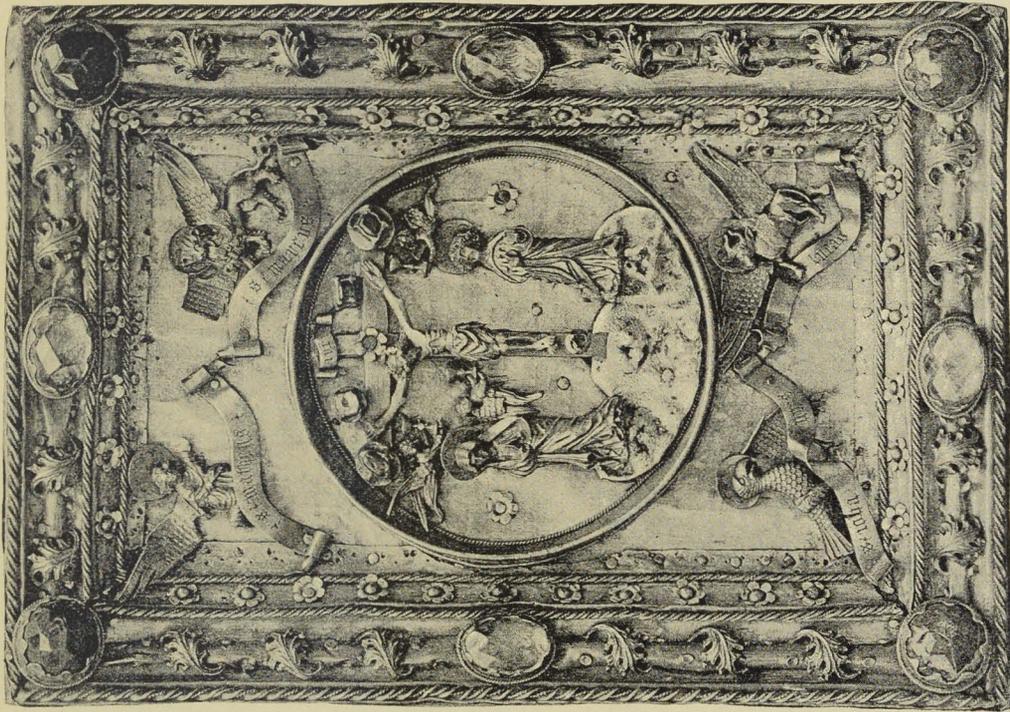


Fig. 2

Silberne Buchdeckel im Münster zu Freiberg i. B.

Vgl. Tert Nr. 29 und 30.

(Nach „Ältere Kunstgewerbliche Arbeiten auf der Badischen Ausstellung Karlsruhe 1881“, Frankfurt a. M. bei Heinrich Keller.)

Meister ohne nachweisbare Arbeiten.

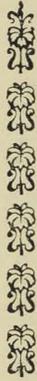
- 1) **Burkart** Goldschmied und Bürger in Freiburg urkunden . . . 1341.
Weech in Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. XXX. S. 180. Vergl. auch unten Nr. 4.
- 2) **Johans Appatecker**, der goltsmitt, Bürger zu Freiburg, gibt 1344 10 Mark Silb. Darlehn an
Copey-Buch von Conrads v. Biengen Seelgerette. Stadtarchiv Freiburg i. B. Gefällige Mittheilung von Herrn Stadtarchivar Poinsignon, Freiburg i. B.
- 3) **Jacquemin de Fribourg** (im Breisgau?), 1358 bis 1402 Goldschmied in Lyon.
Rondot, Artistes étrangers à Lyon in Gazette des beaux arts 1883 S. 165.
- 4) **Burkart** Goltsmit, den man spricht **Lermündelin**. Zeuge in einer Urkunde von 1362. Derselbe? auch 1347 erwähnt.
Dambacher in Zeitschrift Oberrhein 1864 S. 110 u. 112. Vergl. auch oben Nr. 1.
- 5) **Claux (Claiz) de Fribourg** (im Breisgau?).
a) Goldfigur des heil. Johannes, vor 1363.
b) Goldenes und silbernes Tafelgeschirr für die Herzogin von Bar, Marie de France. 1378.
c) Kreuz für Schloss Vincennes, im Auftrag von König Karl V.
Labarte, Arts industriels, Bd. I Orfèverie S. 342.
d) Juwelierarbeit an einem Hut für Jeanne de Bourbon, Gemahlin König Karl V.
Quelle für diese Notiz momentan leider nicht beizubringen.
- 6) **Heinrich Friburger** (von Freiburg i. B.), Goldschmied in Strassburg 1466.
Gérard, Artistes de l'Alsace, S. 194.
- 7) **Ulrich Vetter**, fertigt 1483 »eyn silbre sark yn eym ledly verfast« und 1485 eine grosse Monstranz.
Marmon, Münster zu Freiburg i. B. 1878, Schatzverzeichnis S. 190 und S. 197.
- 8) **Albrecht Landower**, 1492.
Mittheilungen der Bad. Hist. Commission, Heft 7 S. 97.
- 9) **Michel Püchler**, goltschmid. Geschworener der Bergwerke im Schwarzwald 1502.
Jahrbuch Kaiserhaus, Wien 1885 II. Nr. 2494.
- 10) **Matheus Ridler**, goldschmid. Geschworener der Bergwerke im Schwarzwald 1502.
Jahrbuch Kaiserhaus, Wien 1885 II. Nr. 2494 und Nr. 2499.
- 11) **Hans Breidbach**, erfundener Name für einen Freiburger Goldschmied des 16. Jahrh.
Gemälde aus altdeutscher Vorzeit. Leipzig o. J. 12^o. Der Schatz durch den Schatz. Biographie Hans Breidbachs, des Goldschmidts von Fryburg aus dem 16. Jahrh. Nach einer gleichzeitigen Handschrift von J. M. U.
- 12) **Philipp Rottpart**, 1542.
- 13) **Steffan Rapbolt**, Zunftmeister 1568.
- 14) **Mathias Werntz**, 1597.
12—14 nach gefäll. Mittheilung d. Herrn Stadtarchivars Poinsignon, Freiburg i. B.
- 15) **Adam Schreiber** von Freyburg lernt 1594 in Frankfurt a. M.
Steitz'sche Abschrift (?) des Frankfurter Goldschmied-Lehrjungenbuches, Stadtarchiv Frankfurt a. M.
- 16) **Peter Artel** 1606, gebürtig aus der Schweiz, hat gelernt zu Freiburg, kommt als Geselle nach Frankfurt a. M.
Steitz'sches Goldschmiedegesellen-Verzeichnis von 1600 bis 1766. Stadtarchiv Frankfurt a. M.
- 17) **Hans Georg Hanfzer**, 1618.
- 18) **Hans Jacob Schreylin**, 1619.
- 19) **Theobald Riedinger**, 1620.
- 20) **Thomas Erhard**, einer ehrsamem Zunft zum Ross, Zunftschreiber 1641.
- 21) **Johanns Zeller**, 1670.
- 22) **Jakob Rotblech**, 1673.
17—22 nach gefälliger Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Poinsignon, Freiburg i. B.
- 23) **Bernth. Muschenawer**, Freiburg (im Breisgau?). Wahrscheinlich im 17. Jahrhundert thätig.
Gefällige Mittheilung aus Hessischen Akten von Herrn Prof. A. Drach, Marburg.
- 24) **Hans Kaspar Rothplätz** aus Freiburg i. B., wird 1684 Bürger in Konstanz.
Gefällige Mittheilung aus dem Stadtarchive Konstanz von Herrn Prof. Ruppert, Konstanz.
- 25) **Daniel Hoffmann**, Zunftschreiber 1685.
- 26) **Sebastian Erhart**, 1686.
25 und 26 nach gefälliger Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Poinsignon, Freiburg i. B.

Arbeiten vor Einführung des Beschauzeichens.

27) **Johannes aurifaber**, thätig um 1268. Ihm zugeschrieben: Vortragskreuz in Scheibenform mit Reliefs, Filigran und Edelsteinen. H. 48 cm.

Bes. Rathhaus, Villingen. Kraus, Kunstdenkmäler Baden, Bd. II S. 122 mit Abb. Grösser bei Rosenberg, Alte Kunstgewerbl. Arbeiten auf der Ausstellung Karlsruhe 1881. In einer Urkunde von 1361 wird mitgetheilt, dass Villingener Bürger redemerunt hoc opus . . . a Magistro Johanne aurifabro in Friburg 1268. Dass Johannes der Verfertiger des Stückes sei, ist nicht gesagt.

Als weitere bedeutendere und datierte Arbeiten, aus der Zeit von 1268 bis 1466 und 1512, welche man auf ihre Entstehung in Freiburg i. B. prüfen müsste, seien genannt:



28) Scheibekreuz, gefertigt 1428. H. mit Dorn 76 cm.

Bes. Münster, Freiburg i. B. Marmon a. a. O. S. 193 bringt eine Inventarnotiz, welche die obige Jahreszahl angiebt.

29/30) 2 Buchdeckel, gefertigt 1449. H. 35,5 cm.

Bes. Münster, Freiburg i. B. Marmon a. a. O. S. 188 wie oben. Vergl. Fig. 1 und 2.

31) Scepter, bezeichnet 1512.

Bes. Universität, Freiburg i. B. Das Stück hat kein Beschauzeichen, obgleich ein solches schon seit 1466 üblich zu sein scheint.

Beschauzeichen.

Lf. Nr.	Beschauzeichen	Datierung
32		<p>Beschauzeichen 1466.</p> <p>Scepter, bezeichnet 1466.</p> <p>Bes. Universität, Freiburg i. B. Ich nehme an, dass das Stück ein Meisterzeichen nicht trägt und dass das F als Stadtzeichen anzusehen ist.</p> <p>Die früheste urkundliche Erwähnung eines Freiburger Beschauzeichens liegt uns erst in der Ordnung von 1524 vor. Es wird aber desselben als einer bekannten und nicht erst neu getroffenen Einrichtung gedacht:</p> <p><i>„Das zeichen“</i>, heisst es kurzweg, <i>„soll hinder dem handwerk (liegen) und under inen umbgen und nichtz gezeichnet werden, es sig dann des würdig.“</i></p> <p>Hartfelder, die alten Zunftordnungen der Stadt Freiburg i. B. I 1879. S. 25.</p>
33		<p>Beschauzeichen um 1528.</p> <p>Wir sehen hier im Jahre 1528 cca. ein neues Beschauzeichen auftreten. Den Ordnungen nach soll aber der Wechsel im Beschauzeichen erst 1546 (?) (Vergl. 11) u. 12)) vorgenommen worden sein. Es ist also entweder anzunehmen, dass zwischen 1528 cca. und 1546 abermals eine Veränderung stattgefunden hat, welche darin be-</p>



Lf. Nr.	Beschauzeichen	Datierung
34	Kreuz?	<p>standen haben mag, dass man ein Kreuz als Beschauzeichen im Gebrauch nahm, oder dass die Ordnung bei Hartfelder a. a. O. S. 26 nicht 1546, sondern vor 1528 cca. anzusetzen ist.</p>
35		<p>Beschauzeichen 16. Jahrhundert.</p> <p>In der Ordnung von 1546 (?) bei Hartfelder a. a. O. S. 26 ist folgendes über die Einführung des Rabenkopfes als Beschauzeichen zu lesen:</p> <p>11) <i>Es sollen auch die meysterschaft dises handwerks jetzt, so die ordnung anget, ein new handwerkszeichen, namblich ein rappenkopf stechen vnd machen lassen.</i></p> <p>12) <i>doch soll dhein sylberarbeit, so vor langen gemacht ist, mit einem newen zeichen verzeichnet werden, es hab dann den gehalt nach besag diser ordnung</i></p>
36		
37		

Lf. Nr.	Beschaue- zeichen	Datierung
38		Beschauezeichen 1607.
39		Beschauezeichen 1609.
40		Beschauezeichen 17. Jahrhundert.
41		Beschauezeichen 18. Jahrhundert.
42		Beschauezeichen 18. Jahrhundert (Viel- leicht Konstanz).
43	„F“ oder ein	Zeichen für auswärtige nach Frei- burg ausgeführte Waare. 1546 (?)
44	Kreuz?	24) <i>Ferner so soll auch niemand kein goldschmidarbeit, so nit allhie gemacht ist, weder durch sich selbs noch jemand anders verkaufen, sie seyen dann zuuor durch die geschworne schawer nothürftiglich be- sichtiget, vnd so sie der all- hiesigen prob allerdings ge- mäss vnd just erfunden wird, mit dem sonderlich darzue ge- ordneten puntzen gezeichnet.</i> 25) <i>Und sollen die schawer solche frömbde arbeit (v)er- suoehen vnd probieren, was sie mit (soll wahrscheinlich nit heissen) der allhiesigen prob-</i>

Lf. Nr.	Beschaue- zeichen	Datierung
		<i>gemäss befunden, darmit vermög ihrer alten ordnung handeln. was aber freyburger prob haltet, mit dem zeichen, wa von altem her, gezeichnet worden, damit man sehe, das es freyburger prob seye</i>
		26) <i>Damit aber die freyburgische arbeit von der frembden underscheiden und destobesser erkannt, so soll dieselb hin- füro mit der stattschild darauf also gezeichnet werden.</i>
		Hartfelder a. a. O. S. 25, Ordnung von 1546 (?). Hieraus geht deutlich her- vor, dass zwei verschiedene Zeichen, zugleich im Gebrauch waren. Das neue Zeichen, der Rabenkopf, für die neuen, einheimischen Arbeiten und das Zeichen »wa von altem her«, also das F, mit welchem man früher die einheimischen Arbeiten gestempelt hatte, oder viel- leicht ein Kreuz für die fremden Waaren. Das F wäre der neuerdings »sonderlich darzue geordnete puntzen«, während er früher eine andere Bestimmung hatte.
45		Feingehaltszeichen, Ende 18. Jahr- hundert.
46	 <small>Skizze v. H.</small>	Feingehaltszeichen 19. Jahrhundert.

Meisterzeichen und erhaltene Arbeiten.

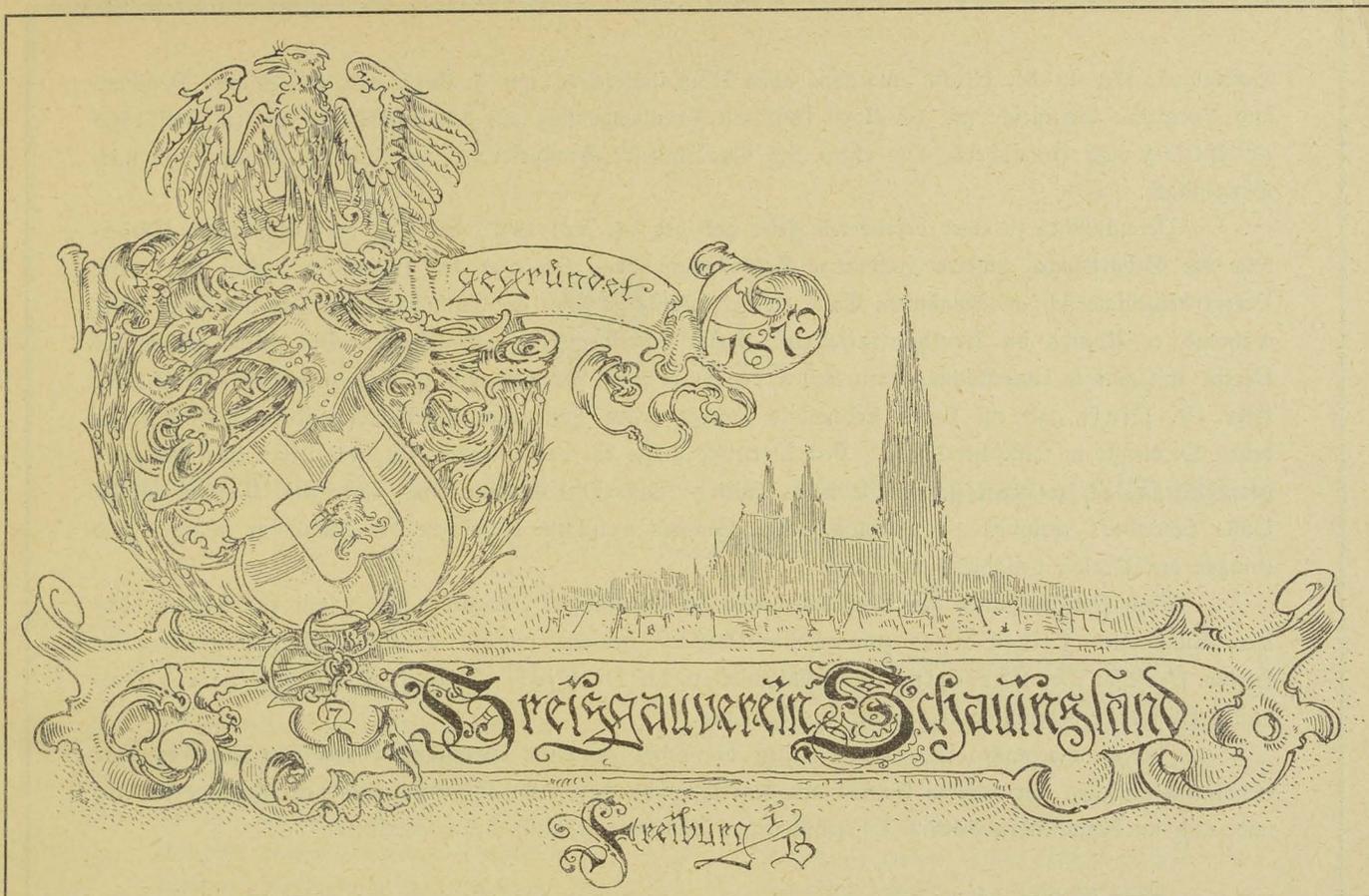
Lf. Nr.	Beschaue- zeichen	Meister- zeichen	Meister — Gegenstand — Besitzer
47	wie Nr. 33		<p>„Und uf das man wissen mög, welcher Goldschmid ein jede arbeit gemacht hab, soll fürter ein jeglich meister, der das goldschmidhandwerk in der statt freyburg treiben und prauchen will, ein besonder werkzeichen und demselben punssen seinen namen gestochen haben, dasselbig, so oft er sein arbeit will lassen zeichnen, mit intragen, und durch die verordneten beschawer neben des handwerkszeichen schlagen lassen.“ Ordnung von 1546 (?) bei Hartfelder S. 28.</p> <p>Lienhard Bur (Bauer) 1528. Monstranz, an welcher nur Fuss und Aufsatz des Cylinders alt sind. Mit Inschrift von 1528. H. 86 cm. Besitzer: Münster, Freiburg i. B. Eine Inschrift am Stehrande nennt nach den Pflegern folgende zwei Namen M HANS HES VF DER HITEN LIENHART BVR GOLDSHMID. Ich stehe nicht an in Lienhard Bauer den Meister und in dem obigen Handgemal sein Merkzeichen zu erkennen; umsomehr, als kaum ein Menschenalter später ein Goldschmied gleichen Namens mit einer ähnlichen Marke (Rosenberg Merkzeichen Nr. 1530) in Strassburg vorkommt.</p>

Lf. Nr.	Beschau- zeichen	Meister- zeichen	Meister — Gegenstand — Besitzer	
48	wie Nr. 35		Kristallpokal mit vergoldeter, gravirter Fassung. Besitzer: Museum, Stuttgart.	H. 27,4 cm.
49	wie Nr. 36		a) Weiss-silb. Setzbecher mit gravirtem und vergold. Rande. Besitzer: Schongauer Museum, Colmar.	H. 6 cm.
	wie Nr. 37		b) Kristallbecher mit vergoldeter Fassung. Besitzer: National-Museum, München.	H. 27,7 cm.
50	wie Nr. 38		Vielleicht Symon Brunner , erwähnt 1599 in Akten des Stadtarchivs, Freiburg i. B. Gefällige Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Poinsson. a) bis c) Zwei gotische Kelche und eine Patena mit Inschrift, Wappen und der Bezeichnung RENOVATVS 1607 . Die Stempelung scheint auf den Wiederhersteller zu weisen. Besitzer: Münster, Freiburg i. B.	
51	Adlerkopf	„BF.“ (nicht facsimilirt)	Kristallkelch mit vergoldeter ornamentirter Fassung. Besitzer: Grünes Gewölbe Dresden. Katalog Erbstein 1884, S. 126 Nr. 187.	
52	wie Nr. 39		a) Ziervergoldetes Ciborium mit 6 eckigem Gefäss, Gravirungen, Wappen und 1609. Besitzer: Münster, Freiburg i. B.	H. 38,3 cm.
	wie Nr. 40		b) Vergoldete Patena. Besitzer: Münster, Freiburg i. B.	Dm. 14,8 cm.
53	wie Nr. 41	 (Vielleicht Konstanz.)	a) Silbernes Weihrauchschiffchen mit getriebenen Rococo-Ornamenten. Besitzer: Münster, Freiburg i. B.	H. 20,3 cm.
	wie Nr. 45		b) Mit dem Feingehaltsstempel 13 Nr. 45. Vergoldetes Messgeräth mit getriebenen Rococo-Ornamenten und Blumen. Besitzer: Münster, Freiburg i. B. Der Meister hat mit seinem Zeichen eine frühere Augsburger Stempelung zugedeckt.	Platte lg. 31,5 cm.
54		Anton Stadler (nicht facsimilirt)	Laut Inschrift Restaurationsarbeiten von 1861 an dem Reliquienschrein der Hll. Gervasius und Protasius, einer Arbeit des Petrus Berlyn von Wimpfen von 1496. Besitzer: Münster, Alt-Breisach.	
55	fehlt	 <i>Stanz o. M.</i>	Wilhelm Feuerstein , tätig 1883. Mit dem Feingehaltszeichen 13 Nr. 46. Verschiedene kirchliche Geräthe. Privatbesitz, Freiburg i. B.	

Inhalts-Verzeichniss zum 19. Jahrlauf.

- Seite 1. **Heinrich Schreiber. Gedenkblätter zum hundertsten Geburtstag des Freiburger Geschichtsschreibers**, von **Dr. Friedrich Pfaff**; mit einem Bilde Schreibers und Zierleisten von **H. M.**
- » 8. **Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl, zwei Vorboten des deutschen Bauernkriegs**, von **Dr. Heinrich Schreiber**; mit Holzschnitten von **H. Burgkmair** und **A. Dürer** und Zeichnungen von **Fritz Geiges**.
- » 24. **Christian Wenzinger und die Zeit des Rococo in Freiburg**, von **Karl Schaefer**; mit Autotypien nach fotogr. Aufnahmen von **Karl Günther** und **C. Ruf** und Zeichnungen von **C. Schuster** und **H. M.**
- » 36. **Die Gemeindebeamten zu Staufen zur Zeit vor dem 30jährigen Kriege**, von **R. Hugard**; mit Kopfleiste von **H. M.**
- » 41. **Passionskreuze im Breisgau**, von **Dr. Franz Trenkle**; mit Zeichnungen von **Heinrich Eyth** und **H. M.**
- » 46. **Der Freiburger Goldschmiede Merkzeichen**, von **Marc Rosenberg**; mit Kopfleiste von **H. M.** und zwei Autotypien.
- I. und II. Beilage: Zeichnungen von **H. M.** zum Aufsätze über **Christian Wenzinger**.





Vereinsbericht.

Wie bisher, so wollen wir auch diesmal unseren Band, den 19., mit einer kleinen Vereinschronik beschließen.

Seit dem Erscheinen des letzten Vereinsberichtes, welcher den Abschluß des 17. Bandes bildete, konnten wir Dank der eifrigen Thätigkeit unserer Mitarbeiter und der Redaktion zwei Hefte an die Öffentlichkeit geben. Statt daß wir diese zwei Hefte einen Band von 96 Seiten bilden ließen, haben wir das erste Heft als 18. Band und das soeben erschienene Heft als 19. Band ausgegeben. Dieser Maßnahme lag die Absicht zu Grunde, den in Folge verschiedener Redaktionswechsel entstandenen Jahrgang-Rückstand einzuholen, so daß die Zahl der Bände mit der Anzahl der Vereinsjahre wieder in Einklang komme. Im Oktober 1893, dem Monat der zwanzigsten Wiederkehr der Gründung des Schauinsland-Vereines, beginnen wir nun den 20. Jahrgang unserer Zeitschrift.

Auch dieses Jahr war der Vorstand wieder bemüht, eine Anzahl Vereinsabende mit Vorträgen und Ausflüge zu veranstalten. An dem Vereinsabende am 26. Nov. 1892 sprach Herr Dr. Pfaff über die Heidelberger Liederhandschrift, am 23. Jan. 1893 hatte sich Herr Professor Dr. Sarrazin „das älteste Freiburger Adreßbuch vom Jahre 1798“ zum Gegenstand seines Vortrages gewählt, am 7. März 1893 hielt Herr Architekt Friedr. Kempf einen Vortrag über die Restauration des Freiburger Münsters, am 8. April 1893 führte uns Herr Postsekretär Siefert das von ihm erfundene mechanische Cymbal vor und am 9. Mai 1893 sprach Herr Lehramtspraktikant Karl Schaefer über Christian Wenzinger und die Zeit des Rococo in Freiburg. Vereinsausflüge wurden unternommen: am 5. März 1893 nach Gottenheim zur

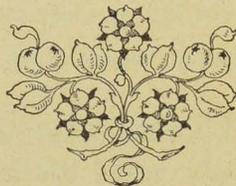
Besichtigung der in der Kirche entdeckten alten Wandmalereien, am 3. April nach Schlettstadt, Dambach und Burgruine Bernstein, am 16. April 1893 ein Familienausflug auf den Schönberg, am 16. Juli 1893 ein Ausflug nach Heitersheim, dem ehem. Sitz des Malteser Großpriorats, und am 20. August 1893 nach Gengenbach.

Veranlassung zu einer besonderen Feier gab der 14. Juli 1893, der Tag der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages unseres Freiburger Geschichtsschreibers Professor Dr. Heinrich Schreiber. Der Verein betheiligte sich an genanntem Tage an der städtischen Feier der Enthüllung des Schreiber-Denkmales, während er Abends im Kaufhaussaale eine eigene Schreiber-Feier veranstaltete. Die Feier, welche der Verein mit gütiger Unterstützung von Seiten der Stadt gab, gestaltete sich zu einer würdigen und schönen. Herr Dr. Pfaff gab ein klares Lebensbild unseres ersten Freiburger Geschichtsschreibers und würdigte dessen Verdienste in trefflicher Weise. Dem Vortrage folgte ein von unserem Mitgliede Herrn Karl Gageur verfaßter Prolog, welchem sich ein lebendes Bild — historische Gestalten aus Schreiber's Werken um die Büste Schreiber's gruppiert — anschloß. Wir kommen vielfachen Wünschen der Mitglieder entgegen und bringen den Prolog beifolgend im Druck.

Vom Personalstande des Vorstandes und der ordentlichen Mitglieder haben wir zu berichten, daß Herr Kunstmaler Fritz Geiges zum zweiten Vorstand gewählt wurde. Durch Wahl wurden ferner die Herren Professor Dr. Sarrazin, Universitätsbibliothekar Dr. Pfaff, Architekt Friedr. Kempf und Glasmaler Häberle ordentliche Mitglieder des Vereines.

Indem wir noch die uns von Seiten der Stadt gewährte Unterstützung von 300 Mark dankbar erwähnen, schließen wir unseren Bericht mit dem Wunsche, daß unser Werk sich stets neue Freunde erwerbe und auch im beginnenden dritten Jahrzehnt seines Bestehens fröhlich weiter gedeihe.

Der Vorstand.



Prolog

zu einem

lebenden Bilde für das Bankett zur Feier der Enthüllung des Denkmals für Heinrich Schreiber.

Die strenge Wissenschaft hat uns verkündet,
Was Schreiber als ihr Jünger einst gewirkt;
Der Forschergeist, mit Eisenleiß verbündet,
Hat ehrenvoll' Gedenken ihm verbürgt.
Nun auch die Musen mögen sich vereinen,
Zu feiern würdig ihn am heut'gen Tag,
Daß nicht allein in dumpfen Bücherschreinen,
Nein, auch im Herzen uns er leben mag.
Der ersten Klio wies er neue Bahnen,
Die leicht im Weltall sonst sich wohl verlor;
Zur Heimath-Scholle, zu den eig'nen Ahnen,
Lenkt' sich'rer Hand er ihren Schritt empor.
In ihre Vorzeit ließ sie uns dann blicken,
In Freud' wie Leid der theuern Vaterstadt;

Und, schildernd sie in wechselnden Geschichten,
Der Heimath Lieb' sie neu gekräftigt hat.
Dem Forscher selbst war schönster Lohn beschieden:
Die einst dem Feinde oft verfallen war,
Des Breisgau's Perle schaut' er noch hienieden
Beschützt von Alldeutschlands Kaiser-Max.
Doch da sie dankbar an der Dreisam Strande
Ein ehrend Standbild heut' ihm hat enthüllt,
So mögen Klio's Schwestern im Verbande
Aus Freiburgs Vorzeit schaffen uns ein Bild.
Die Männer sollen unser'm Aug' erstehen,
Die seine Chronik nennet uns mit Ruhm.
Die für der Stadt wie Menschheit Wohlergehen
Gewirkt durch Geisteskraft und Heldenthum.

(I.)

Alt Freiburgs edler Gründer zuerst sei hier genannt,
Der in des Urwalds Wildniß den richt'gen Platz erkaunt.
Bertholdus dux Zeringiae, der streitbar wack're Held,
Der Zweite seines Namens, erwarb sich Berg und feld.
Hier pürscht' er auf den Bären, den Hirsch, die wilde Sau;
Um gute Raft zu halten, schuf er den Jagdschloßbau.

Und unter seinem Schutze da siedelte sich an
Der Krieger, Bergmann, Bauer, der Fischer, Jägersmann.
Dazu bald aus der Weite den Kaufherrn er berief,
Verlieh ihm Schutz und Hufe mit Siegel und mit Brief.
So war der Burg, der freien, gegeben fester Grund;
Sie wuchs und blühte weiter trotz mancher bösen Stund'.

(II.)

Der Zweit in seiner Zelle, ein Münchlein arm und still,
Er sinnt und probet eifrig, ob's ihm nicht glücken will,
Zu finden aus Salpeter, aus Schwefel und Kohle fein
Das Ziel der Alchymia, des Goldes edlen Schein.

So sah der schwarze Berthold; wie schrak er jach empor,
Als krachend plötzlich zuckte ein Feuerstrahl hervor.
Und rings drang in die Lande hinaus der dumpfe Schall;
Und dieser Blitz und Donner bracht' eine Welt zu fall.

(III.)

Als Dritten laßt mich nennen Mathäus Hummel dann,
Der Hochschul' ersten Rektor, den vielgelahrten Mann.
Der weise Herzog Albert vom Erzhaus Oesterreich,
Er wollte der Stadt Freiburg, viel' andern Städten gleich,
Den Weisheitsbrunn eröffnen, den Hort der Wissenschaft.
Er fand in unserm Hummel dazu die rechte Kraft.

Wohl war er jung an Jahren, zählt 30 Lenze kaum,
Doch hatt' er reich geerntet vom edlen Weisheitsbaum.
Im Musensitz am Neckar, wie auch im welschen Land
Ward er als hohe Leuchte in Ehren nur genannt.
Von dreien Fakultäten trug er den Doktorhut,
Das große Werk vollführt' er fromm, frisch und wohlgenuth.

(IV.)

Von Bulgenbach Hans Müller, der Held im Bauernkleid,
 Erst Feind, dann Bund'sgenosse, als Vierter sei gereiht.
 Er führte seine Brüder, gedrückt von schwerer Noth,
 Zu streiten für die Freiheit, zu kämpfen bis zum Tod.
 Des Reiches Fahne trug er vor ihnen her entrollt,
 Den Bundschuh drein gewoben, die Farben schwarz-roth-gold.

So scharf er seine Haufen um Freiburgs Mauern her,
 Sie öffnet ihm die Thore, ward's ihr auch noch so schwer.
 Als Freund mit seinen Bauern zog in die Stadt er ein;
 Doch balde sollt' sein Leben dem Schwert verfallen sein.
 Was frevelhaft gesündigt der Haufen blinde Wuth,
 Der Führer hat's gesühnet mit seines Herzens Blut.

(V.)

Als Fünften laßt mich nennen den Stadtschreiber wohlbekannt,
 Den Doktor Ferdinand Mayer, von Fahnenberg genannt.
 Des Franzmanns Heer seit Wochen schon rings die Stadt umschloß,
 Auf Wälle und auf Mauern Geschöß fiel um Geschöß.
 Schon schließt sich an die Bresche des Feindes Sturm Laufbrück,
 Schon zogen Oesterreichs Krieger zum Schloßberg sich zurück.

Und ringsum herrschet Schrecken, Verwirrung, Angst und Graus,
 Da ziehet unser Mayer kühn auf den Wall hinaus;
 Nicht weicht er den Geschossen, die weiße Fahne weht,
 Der Tambour schlägt Chamade, des Feindes Angriff steht.
 So war die Stadt gerettet vor Plünd'ring, Schändung, Mord,
 Drum lebe auch sein Name bei uns stets fort und fort.

Wohlauf denn, ruhmumflossene Gestalten,
 Durch Schreiber lebensvoll uns nah' gebracht;
 In Euch sich zeigt der Geschichte Walten;
 Der Nebel wich, zum Tage ward die Nacht.
 Und blickt Ihr um in unsern Gauen,
 Wo Ihr gerungen und gestrebt,
 Ihr werdet auch viel Schönes schauen
 Bei dem Geschlecht, das heute lebt.
 Noch zeuget wohl von Euern Tagen
 So mancher altersgraue Bau;
 Noch sehet stolz empor Ihr ragen
 Das Münster zu des Himmels Blau.
 Wo aber Wälle einst und Graben,
 Wo Schlachtgetös und Sturmgebraus,
 Da spendet Flora ihre Gaben,
 Da reihet Haus sich jetzt an Haus.
 Und Albert's Schul' in stolzem Glanze
 Durch's ganze Deutschland hoch in Gunst;

Manch' Blatt zu Freiburgs Ruhmesfranze
 flücht schön erblüht die hehre Kunst.
 Und wiederum herrschet rings im Lande
 Der Jähringer edel alt Geschlecht;
 Der Lieb' und Treue feste Bande
 Umschlingen Volks- wie Fürsten-Recht.
 Im weiten Reiche holder Friede,
 Ein Kaiser sorgt für starke Wacht;
 Was wir ersehnt im Traum und Liede,
 Die Einigkeit, sie schuf uns Macht.
 Und sollten neu sich Wolken thürmen
 Ob Stadt und Land in düst'rem Droh'n,
 Und sollte wettern auch und stürmen
 Des Feindes Haß und Grimm und Hohn,
 Die Enkel sollt Ihr dann entflammen
 Und spenden Kraft und Rath und Licht;
 Und furchtlos stehen wir zusammen,
 Denn Gott verläßt den Deutschen nicht.

Karl Gageur.



Mitglieder - Verzeichniß.

A. Verwaltung.

<i>Erster Vorstand:</i>	Herr Franz Stebel, Rechtsanwalt.
<i>Zweiter Vorstand:</i>	» Fritz Geiges, Kunstmaler.
<i>Säckelmeister:</i>	» Chr. Ruckmich, Kassier.
<i>Schriftführer:</i>	» Fritz Ziegler, Modelleur.
<i>Verwalter u. Bibliothekar:</i>	» Rudolf Lembke, Architekt.

B. Redaktion.

Herr Dr. Friedrich Leonhard, Professor.

C. Ehrenmitglieder.

- Herr Sigmund Geiges, städt. Bauverwalter a. D.
» H. Maurer, Professor am Gymnasium in Mannheim.
» Dr. Friedrich Schneider, Geistlicher Rath und Domkapitular in Mainz.
» A. Poinsignon, Hauptmann a. D.
» Chr. Ruckmich, Kassier.

D. Abonnenten und Mitglieder.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden.

Se. Excellenz Herr Dr. Joh. Christian Roos, Erzbischof und Metropolit von Freiburg.

a) Hiesige Mitglieder.

Herr Aicham Wilhelm, Obergeringieur.	Herr Bendiner Max, Dr. phil.	Herr Burghard H., Director und Landwirthschaftsinspector.
„ v. Althaus, Frhr., Legationsrath.	„ Bernhard Ferd., Baumeister.	„ Butz Timotheus, Bäcker.
„ Asmus Julius, Fabrikant.	„ Biberstein Herm., Lithograph.	„ Caroli W., Rheinbau-Inspector.
„ Bäumler Chr., Dr., Geh. Hofrath und Professor.	„ Biehler Heinrich, Hofmetzger.	„ v. Clossmann, Senatspräsident a. D.
„ Bannwarth Karl, Kaufmann.	„ Biehler Rudolf, Kaufmann.	„ Dallmer Oskar, Pianist.
„ Bareiss August, Buchhändler.	„ Bihler Ludwig, Waisenrichter.	„ Deimling Wilh., Dr., Generalarzt.
„ Bauer Friedrich, Architekt.	„ Birk Math., Landgerichtsrath.	„ Delisle Oskar, Rentner.
„ Baumann Fr., Baupraktikant.	„ Bissier Oskar, Feilenfabrikant.	„ Dietrich Ignaz, Oberküfer.
„ v. Beck Bernhard, Dr., Generalarzt a. D.	„ Blum Friedrich, Blechner.	„ Dilger Alex., Kunstmaler.
„ Beckert A., Gasthofbesitzer z. Engel.	„ v. Bodman, Frhr. Ferd., Major a. D. und Gutsbesitzer auf Loretto.	„ Dilger Josef, Buchdruckereibesitzer.
„ Beierle Albert, Blechnermeister.	„ Böhmel Heinrich, Kassier.	„ Dorn Hugo, Apotheke.
„ Beisswenger Ed., Kaufmann.	Frau Bolza Moritz, Rentner Wittwe.	„ Doster H., Posamentier.
	Herr Brenzinger Julius, Fabrikant.	„ Dufner Hermann, Revisor a. D.
	„ Buisson August, Hauptmann a. D.	

- Herr **Eberle** A., Küfer.
 „ **Eckstein** Heinr., Fabrikant.
 „ **Edinger** Ludwig, Dr., prakt. Arzt.
 „ **Elbs** Karl, Blechner u. Installateur.
 „ **Endres** Anselm, Dekorationsmaler.
 „ **Enge** Max, Kaufmann.
 „ **Eschbacher** Gg., Dr., Medicinalrath und Stadtrath.
 „ **Feederle** Hubert, Rechtsanwalt.
 „ **Fehrenbach** Const., Rechtsanwalt.
 „ **Ficke** Hugo, Rentner u. Stadtrath.
 „ **Finck** Karl, Kaufmann.
 „ **Fischer** Chr., Holzhändler.
 „ **Fischer** Wilhelm, Kaufmann.
 „ **Flinsch** Gustav, Fabrikant.
 „ **Föhrenbach** Wilh., Gasthofbesitzer.
 „ **Fossler** Adolf, Hauptmann a. D.
 „ **v. Friedrich**, Albert, Major a. D.
 „ **Fritschi** Alfred, prakt. Arzt.
 „ **Fritschi** Eugen, Rechtsanwalt.
 „ **Fromherz** Gustav, Rechtsanwalt.
 „ **Fuchs** Ludwig, Kaufmann.
 „ **Gageur** Karl, Staatsanwalt.
 „ **v. Gagg** Karl, Kaufmann.
 „ **Ganter** Anton, Dekorationsmaler.
 „ **Ganter** Karl, Stiftungsverwalter.
 „ **Ganter** Louis, Bierbrauereidirector.
 „ **Geiges** Fritz, Kunstmaler.
 „ **Geiges** Oskar, Architekt.
 „ **Gerbel** H., Architekt.
 „ **Gerteis** Franz, Architekt.
 Tit. **Gewerbeverein** Freiburg.
 Herr **v. Gleichenstein**, Freiherr Victor, Major a. D.
 „ **v. Glümer**, Exc., General z. D.
 „ **Gödecke** Ferdinand, Musiklehrer.
 „ **Görger** Oskar, Dr., Privat.
 „ **Göring** Heinrich, Faktor.
 „ **Graf** Franz, prakt. Arzt.
 „ **Grossmann** Victor, Dr., prakt. Arzt.
 „ **Gruber** A., Dr., Professor u. Stadtrath.
 „ **Günther** Karl, Privat.
 „ **Gürr** Emil, Kaufmann.
 „ **Häberle** Max, Glasmaler.
 „ **Hättich** Josef, Hutmacher.
 „ **Hansjakob** H., Dr., Stadtpfarrer.
 Tit. **Harmonie-Gesellschaft**.
 Herr **Harms** Ernst, Buchhändler.
 „ **Hartmann** Richard, Concertmeister.
 „ **Hase** Fritz, Hofphotograph.
 „ **Haug** Roman, Erzbisch. Revisor.
 „ **Hauser** Otto, Kaufmann.
 „ **Hegner** Bernhard, Architekt.
 „ **Heim** Oskar, z. Schwimmbad.
 „ **Helmle** Heinrich, Glasmaler.
 „ **v. Hennin**, Graf Constantin, Rittmeister a. D.
 „ **Hense** Otto, Dr., Universitäts-Professor.
 „ **Herder** Hermann, Buchhändler.
 „ **v. Hermann** Heinrich, Privat.
 „ **Hermann** Ludwig, Goldschmied.
 Herr **Hieber** Fritz, Dr., Fabrikant.
 „ **Himmelspach** Bernh., Dr., Privat.
 „ **Hoff** Adolf, Tapezier.
 „ **Hoffmann** Otto, Architekt.
 „ **Holz** Albert, Kaufmann.
 „ **Hüetlin** Ernst, Chemiker.
 „ **Hug** Adolf, Tapezier.
 „ **Hutter** Franz Josef, Buchhändler.
 „ **Jacobi** Karl, Kaufmann.
 „ **Jacobsen** Friedrich, Architekt.
 „ **Jäger** Ludw., Privat.
 „ **Jantzen** Heinrich, Maler.
 „ **Isele** F. X., Kaufmann.
 „ **Jung** Engelbert, Stadtpfarrer.
 „ **Jung** Philipp, Hofschlosser u. Elektrotechniker.
 „ **Kaiser** Julius, Kaufmann.
 „ **Kapferer** Franz, Bankier.
 „ **Kauffmann-Fehr** Ed., Bankier.
 „ **Keller** Ernst, Professor u. Direktor.
 „ **Keller** Max, Fabrikant.
 „ **Kempff** Friedrich, Architekt.
 „ **Kenner** Max, Instrumentenmacher.
 „ **Kirch** August Heinrich, Kaufmann.
 „ **Kirch** Bartholomä, Privat.
 „ **Klotz** A., Hauptlehrer.
 „ **Knittel** Carl, Architekt.
 „ **Koch** Emil, Kaufmann.
 „ **Koch** Johann, Glockengiesser.
 „ **Köhler** August, Consul a. D.
 „ **König** J., Dr., Univ.-Professor.
 „ **Kopf** Ferdinand, Rechtsanwalt.
 „ **Koster** Carl, Kaufmann.
 „ **Kraus** Frz. Xav., Dr., Geh. Hofrath und Univ.-Professor.
 „ **Kraus** Konst., Obertelegraphist.
 „ **Krauss** Jul., Ofenfabrikant.
 „ **Krauth** Markus, Geistlicher Rath.
 „ **Krebs** Eugen, Dr., Bankier.
 „ **Krems** Alois, Cementwaarenfabrikant.
 „ **Kreutzer** Emil, Erzbisch. Ordinaris-Sekretär.
 „ **Kübler** Carl, Privat.
 „ **Kühn** Josef, Kunstmaler.
 Frau **Kuenz** Josefine, Wittve, Privat.
 Herr **Kuenz** Paul, Buchbinder.
 „ **Kunkler** Frz. Xav., Handelsgärtner.
 „ **Lauck** Karl, Landgerichtsrath.
 „ **Leber** Ezechiel, Schriftsetzer.
 „ **Lederle** Frz. Jos., Kunstmaler und Zeichenlehrer.
 „ **Lederle** Gustav, Zahnarzt.
 „ **Lederle** Wilhelm, Mechaniker.
 Frau **Leger** Pauline, Hauptmanns-Wwe.
 Tit. **Lehrer-Leseverein**.
 Herr **Lembke** Rudolf, Architekt.
 „ **Leo** Hermann, Dompräbendar.
 „ **Lichtenberg** Karl, Kaufmann.
 „ **v. Litschgi** Emil, Notar.
 Frau **Marbe** Alfred, Privat Wittve.
 Herr **Marbe** Josef, Färber.
 „ **Marbe** Ludwig, Rechtsanwalt.
 Herr **Martin** Emil, Dr., Oberstabsarzt a. D.
 „ **Mayer** H., Dr., Lehramtspraktikant.
 „ **Mayer** Karl, Domkustos.
 „ **Mayer** Karl, Rechtsanwalt u. Stadtrath.
 „ **Mayer** Philipp, Gesanglehrer.
 „ **Mayer** Rudolf, Kunsthändler.
 „ **Mees** Wilhelm, Architekt und Stadtrath.
 „ **Merzweiler** Albert, Glasmaler.
 „ **Meyer** Fr. Chr., Dekorationsmaler.
 Frau **Meyer** Marie, Dr. Wittve, Privat.
 Herr **Mez** Julius, Bankier u. Commercienrath.
 „ **Mitscherlich** A., Dr., Professor.
 „ **Mühlberger** Franz, Privat und Stadtrath.
 „ **Müller** Ambros, Maler.
 „ **Müller** Frz., Geh. Reg.-Rath a. D.
 „ **Müller** Heinrich, Redakteur.
 Tit. **Museumsgesellschaft**.
 Herr **Naumann** Friedrich, Apotheker.
 „ **Neumann** Fr., Oberamtsrichter a. D.
 „ **Neumann** Leopold, Rechtsanwalt und Stadtrath.
 „ **v. Neveu** Franz, Freiherr.
 „ **Nitschke** Otto, Dentist.
 „ **Nöldeke** Oskar, Kaufmann.
 „ **Nosch** Jsidor, chirurg. Instrumentenmacher.
 „ **Pfaff** Friedrich, Dr., Universitäts-Bibliothekar.
 „ **Pflüger** Hermann, Weinhändler.
 „ **Plambeck** Gust., Oberpostsekretär.
 „ **Platenius** W. A., Rentner.
 „ **Ploch** Friedrich, Architekt.
 „ **Poppen** Eduard, Buchdruckereibesitzer.
 „ **Priessnitz** Ferdinand, Factor.
 „ **Pyhrr** Emil, Weinhändler.
 „ **Pyhrr** Felix, Privat.
 „ **Reichenstein** Josef, Vergolder.
 „ **Reiss** Otto, Kaufmann.
 Frau **Renz** Christian, Privat Wittve.
 Herr **Riesterer** Adolf, Kaufmann.
 „ **v. Rinck** Heinrich, Freiherr.
 „ **Risler** E., Dr., Fabrikant.
 Frau **Risler** Jeremias Wittve, Privat.
 Herr **Röttlinger** Carl, Rechtsanwalt.
 „ **Rothweiler** Jul., Papierhandlung.
 „ **Rotzinger** A., Agent.
 „ **Ruckmich** Carl, Rechtsanwalt.
 „ **Rudolf** Ferdinand, Domcapitular.
 „ **Ruf** Conrad, Hofphotograph.
 „ **Salzmann** Gustav, Postdirector.
 „ **v. Samson** H., Privat.
 „ **Sarrazin** Jos., Dr., Professor.
 „ **Schaefer** Karl, Lehramtspraktikant.
 „ **Schäfer** Karl, Uhrmacher.
 Freiin **v. Schauenburg**, Caroline, Hofdame.
 Frau **Scherer** Friedrich, Möbelfabrikant Wittve.

Herr Schilling Karl Friedr., Kunstmaler.
 „ Schinzinger Albert, Dr., Hofrath und Professor.
 „ Schlager Jos., Stiftungsverwalter.
 „ Schleicher Ernst, Postsecretär.
 „ Schmidt Friedr., Küfer.
 „ Schmidt Januarius, Bildhauer.
 „ Schmidt Leonhard, Blechner.
 „ Schmitt Hermann, Gymnasialprofessor.
 „ Schneider Friedrich, Maler.
 „ Schneider Otto, Architekt.
 „ v. Schöpffer, Stadtvikar.
 „ Schött A., Gewerbeschul-Hauptlehrer.
 „ Schottelius Max, Dr., Universitätsprofessor.
 „ Schugt Jakob, Buchhändler.
 „ Schulte A., Dr., Univ.-Professor.
 „ Schwab Julius, Dr., Custos an der Universitäts-Bibliothek.
 Tit. Schwarzwaldverein.
 Herr Schweiss Alfred, Kaufmann.
 „ Schweitzer Alois, Kaufmann.
 „ Seldner H., Generalmajor z. D.
 „ Siebold Josef, Bildhauer.

Herr Siefert Rudolf, Postsecretär.
 „ Siegel Karl, Geh. Oberregierungs- rath und Landeskommisär.
 „ Sohnrey Heinrich, Redacteur.
 „ Sommer Friedrich, Gasthofbesitzer.
 „ Specht Karl, Kaminfegermeister.
 „ Stadelbauer Albert, Baumeister.
 „ Stadler Ph., Zimmermeister.
 Tit. Stadtarchiv.
 Herr Staudenmaier Paul, Pfarrer.
 „ Stebel Franz, Rechtsanwalt.
 „ Steiert Heinrich, Wein- u. Holz- handlung.
 „ v. Stengel, Freiherr Leopold, Be- zirksbauinspektor.
 „ Stigler J., Restaurateur.
 „ Stösser M., Geh. Regierungsrath.
 „ Streb August, Kaufmann.
 „ Sutter Dr., Privatdocent.
 Fräul. Thiry Friederike, Privat.
 Herr Thoma Felix, Badinhaber.
 „ Thoma Rudolf, Stadtbaumeister.
 „ Thomas L., Dr. Professor und Direktor der Poliklinik.
 „ Tschira Arnold, Kaufmann.

Herr Veith Josef, Glasermeister.
 „ Vögele Hermann, prakt. Arzt.
 „ Vögele Josef, Privat u. Stiftungsrath.
 „ Volpp Ernst, Kaufmann.
 „ Wachter Michael, Lithograph.
 „ Wagner C. A., Buchdruckereibesitzer
 „ Wagner Hubert, Buchhändler.
 „ Waibel Josef, Buchhändler.
 „ Walther Christ., Architekt und Stadtrath.
 „ Walz A., Dr., Professor.
 „ Welle Hermann, Kaufmann.
 „ Welte Bernh., Orchestrionfabrikant.
 „ Welte Mich., Orchestrionfabrikant.
 „ Werber Karl, Major z. D.
 „ Werle Albin, Privat.
 „ Winterer Otto, Dr., Oberbürger- meister.
 „ Wohlgemuth L., Rentner.
 Frau Wucherer Gustav Wittwe, Privat.
 Herr Zell F., Erzbischöfl. Archivar.
 „ Ziegler Fritz, Modelleur.
 „ Zimmermann Franz, zum Hôtel Victoria.

b) Auswärtige Mitglieder.

Tit. Altbreisach, Leseverein.
 Herr Amann, Oberstiftungsrath in Karls- ruhe.
 „ v. Amira, Dr., Hofrath u. Professor in München.
 „ Bachmann Alfons, Buchhalter in Hof (Bayern).
 „ Bally Otto, Fabrikant in Säckingen.
 „ Barack, Major a. D. in Stuttgart.
 „ Bayer Gg., Gr. Baumeister in Hei- delberg.
 „ Beck Alb., Bauinspector in Bruchsal.
 „ Beck Gustav in Waldkirch.
 Tit. Berlin, Königliche Bibliothek.
 Herr Bischweiler, Architekt u. Vorstand der Filiale der Landesgewerbe- halle in Furtwangen.
 „ Bulster Julius, Domänenrath in Karlsruhe.
 „ Diernfellner, Dr., Apotheker in Speyer.
 „ Dietrich A., Pfarrer in Niederrim- singen.
 Tit. Donaueschingen, Fürstl. Fürsten- berg'sche Hofbibliothek.
 Herr Eckard Emil, Pfarrer in Lauten- bach bei Oberkirch.
 „ Eggert Josef, Weinhändler in Löff-ingen.
 Tit. Emmendingen, Bürger- und Ge- werbeverein.
 Tit. Emmendingen, Leseverein.
 Herr Ernst Karl, Dr., Apotheker in Has- lach i. K.

Herr v. Fahnenberg Ph., Freiherr in Oberrothweil.
 „ Frey Heinrich, Domänenverwalter in Mannheim.
 Tit. Furtwangen, Museumsgesellschaft.
 Herr Geiges Hermann, Kunstmüller in Ueberlingen.
 „ Gemehl Berthold, Gendarmerie- Oberst in Karlsruhe.
 „ Giebe-Richter Karl, Dr., prakt. Arzt in Weilerswist-Vernich.
 „ Glockner, Dr., Ministerialrath in Karlsruhe.
 „ Götz Hermann, Professor und Direc- tor in Karlsruhe.
 „ Grün Karl, Zahlmeister in Karlsruhe.
 „ Hanser, Dekan und Pfarrer in Bleichheim.
 „ Hebling S., Ministerialrath und Landescommissär in Karlsruhe.
 „ Hemberger Jakob, Oberbaurath in Karlsruhe.
 „ v. Hennin Albert, Graf, Kammer- herr in Hecklingen.
 „ Heyck Eduard, Dr., Universitäts- Professor in Heidelberg.
 „ Heyne Moritz, Dr., Professor in Göttingen.
 „ v. Holzling, Oberstallmeister in Karlsruhe.
 „ Hugard Rudolf in Staufen.
 „ Hund F., Pfarrer in Elzach.
 „ Jäger Max, Pfarrer in Kirchtarten.
 „ Jundt E. M., Apotheker in Durlach.

Tit. Karlsruhe, Grossh. Alterthumshalle.
 „ Karlsruhe, Gr. Baudirection.
 „ Karlsruhe, Gr. Hof- und Landes- bibliothek.
 „ Karlsruhe, Museumsgesellschaft.
 Herr Kast Alfred, Dr., Professor u. Di- rector der medic. Klinik an der Universität Breslau.
 „ Keller Max, Pfarrer in Horben.
 Tit. Kenzingen, Lesegesellschaft.
 Herr Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.
 „ Kilsperger Josef, Pfarrer in Scher- zingen.
 „ Krafft Albert, Fabrikant in Fahrnau.
 „ Krafft Karl, Fabrikant in Schopf- heim.
 „ Kreuz, Sternwirth in Oberried.
 „ Krieger Egon, Hauptmann a. D. u. Rittergutsbesitzer in Waldowke bei Zempelburg.
 „ Krömer Max, Arzt in Ratibor.
 Tit. Lahr, Jamm'sche Stadtbibliothek.
 Herr Langenstein Baptist, prakt. Arzt in Zell i. W.
 „ Langer Otto, Privat in Altbreisach.
 Tit. Lenzkirch, Leseverein Eintracht.
 Herr Löw, zur Krone in Kirchhofen.
 „ Mayer Ed., Ingenieur und Bier- brauereibesitzer in Riegel.
 „ Mayer Heinrich, Kaufmann in Kenzingen.
 „ Mayer Louis, Weinhändler in Ken- zingen.

Herr Meckel Max, Erzbischöfl. Bau-Inspektor in Frankfurt a. M.	Herr v. Rinck, Freiherr, Div.-Geistl. in Rastatt.	Herr Störk, Pfarrer in Bleibach.
„ Mellert zum Lamm in Reichenbach bei Emmendingen.	„ v. Roeder - Diersburg, Hauptmann in Mainz.	Tit. Strassburg, Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek.
„ Merkel Herm., Grossh. Amtsrichter in Triberg.	„ v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.	Herr Sussann H., Dr., Professor in Heidelberg.
„ Metzger Hermann in Wien.	„ Runk Herm., Fabrikdirektor in Graz.	„ Sutter Ernst, Fabrikant in Neustadt.
„ Meyer Franz Sales, Architekt und Professor in Karlsruhe.	„ Schauenburg Moritz in Lahr.	„ Thiergarten F., Buchdrucker in Karlsruhe.
Frl. Müller Anna in Mannheim.	„ Schladerer Herm., Posthalter in Staufen.	„ Thoma Karl, Pfarrer in Beuggen.
Herr Münzer August, Notar in Emmendingen.	„ Schmalholz H., Dekorationsmaler in Stuttgart.	„ Vigelius, Pfarrer in Freiburg-Haslach.
„ Murat, Dekan in Grunern.	„ Schulz Ernst, Kaufmann in Wachenheim (Pfalz).	„ Waag, Director der Kunstgewerbeschule in Pforzheim.
„ Muth Albert, Gr. Oberamtmann in Rastatt.	„ Seutter v. Lotzen, Freiherr Curt, Kammerjunker in Stuttgart.	„ Wacker Th., Pfarrer in Zähringen.
„ Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.	„ Siefert, Forstrath in Karlsruhe.	Tit. Waldkirch, Kandelverein.
„ Nothhelfer, Pfarrer in St. Ulrich.	„ Simmler Franz, Maler und Bildhauer in Offenburg.	Herr Wallau Carl, Buchdruckereibesitzer in Mainz.
„ Raab August, Vorstand der kaufmännischen Abtheilung der Spatenbrauerei in München.	„ Söttl Friedrich, Dr., königl. Landgerichtsdirektor in Straubing.	„ Walther Casimir, Grundbuchführer in Offenburg.
„ Rieg Const., Pfarrer i. Schweighausen.	„ Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.	„ Winkler B., Architekt in Colmar.
„ Rimmel Ant., Pfarrer und Kammerer in Bombach.	„ Spies Theodor, Professor der Königl. Kunstgewerbeschule in München.	„ Winterhalter Cäsar in Strassburg.
„ Ringwald Carl in Emmendingen.	„ Steiger Otto, Pfarrer in Kirchhofen.	„ Würth Wilh., Privat in Berlin.
	„ Steinhäusler Ed. in Schopfheim.	„ Zeiler Wilhelm, Bankdirector in Mannheim.



Vereine und gelehrte Anstalten, mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

- | | |
|--|--|
| 1) Historischer Verein Unterfranken, Würzburg. | 21) Aachener Geschichtsverein, Aachen. |
| 2) Verein für Geschichte und Alterthumskunde der Stadt Frankfurt a. M. | 22) Verein für Geschichte des Bodensees, Friedrichshafen. |
| 3) Historischer Verein in Freiberg (Sachsen). | 23) Münchener Alterthumsverein. |
| 4) Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte, Giessen. | 24) Historischer Verein für Oberpfalz u. Regensburg. |
| 5) General-Landesarchiv Karlsruhe. | 25) Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck. |
| 6) Historischer Verein Bamberg. | 26) Histor. Gesellschaft Basel. |
| 7) Kärntner Geschichtsverein, Klagenfurt. | 27) Düsseldorfer Geschichtsverein. |
| 8) Historisch-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur. | 28) Historischer Verein des Grossherzogthums Hessen, Darmstadt. |
| 9) Historischer Verein für Steiermark, Graz. | 29) Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, Bern. |
| 10) Historischer Verein des Kanton Thurgau, Weinfelden. | 30) Voralberger Museumsverein, Bregenz. |
| 11) Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg. | 31) Verein für Geschichte und Alterthumskunde für Hohenzollern, Sigmaringen. |
| 12) Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. | 32) Stuttgarter Alterthumsverein. |
| 13) Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. | 33) Historischer Verein Neuburg. |
| 14) Historischer Verein St. Gallen. | 34) Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München. |
| 15) Historischer Verein der 5 Orte, Luzern. | 35) Mannheimer Alterthumsverein. |
| 16) Kgl. Württemb. Archivdirection, Stuttgart. | 36) Historischer Verein des Niederrheins, Bonn. |
| 17) Kgl. Württemb. Historisch. Landesamt, Stuttgart. | 37) Historischer Verein Glarus. |
| 18) Fürstl. Fürstb. Archiv, Donaueschingen. | 38) Verein des deutschen Herold, Berlin. |
| 19) Literarische Gesellschaft Fellie, Lievland. | 39) Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum Sarajevo. |
| 20) Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. | |

